



Badische Pfarrvereinsblätter

Mitteilungsblatt des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V.

www.pfarrverein-baden.de

November/Dezember | 11-12/2022

Fremdheit aushalten
und gestalten

Liebe Leserin, lieber Leser!

Am Ende der Diskussionsrunde am Montagmittag des diesjährigen Tages der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer im vergangenen Oktober stand plötzlich die Frage im Raum, wie mit der Erfahrung umzugehen sei, dass man beim „Integrieren des Fremden“ auch scheitern könne. Eine Antwort konnte auf die Schnelle und kurz vor dem Mittagessen nicht mehr gegeben werden.

Wir geben in der letzten Heftnummer im Jahr 2022 der Badischen Pfarrvereinsblätter wie bewährt wieder, was auf dem Tag badischen Pfarrerinnen und Pfarrer gedacht, gesprochen und miteinander gefeiert wurde. Daneben finden sich in der Ihnen vorliegenden Ausgabe zwei lezenswerte Beiträge zum vorletzten Pfarrvereinsheft und speziell dort zur Frage unseres zukünftigen Kirchenbildes innerhalb des Strukturprozesses Ekiba 2032. Dazu dann noch Gewohntes: der Bericht aus der Pfarrvertretung und Buchbesprechungen.

Der Pfarrer:innentag trug den Untertitel: „Kirche in der Diaspora“, also Kirche in einer Situation der zunehmenden Fremde oder Entfremdung. Darauf könnten wir zulaufen. Aber zunächst zurück zur eingangs erwähnten Montagsfrage. Vielleicht ist es so: Das Fremde lässt sich wohl nicht integrieren. Wenn es sich integrieren ließe, dann wäre es nicht mehr „das Fremde“. Es bleibt also fremd. Es hat etwas, was wir nicht haben, was mehr ist als wir, was wir nie haben werden, was uns fremd bleibt, mitunter so, dass es uns radikal in Frage stellt. Kirche in der Fremde, das würde dann bedeuten: Die Situ-

ation der Gesellschaft bleibt uns fremd, wir können sie nicht integrieren, sie stellt uns mitunter radikal in Frage. Andererseits könnten wir vielleicht entdecken, wieder entdecken, dass wir auch fremd bleiben für die Gesellschaft, dass wir etwas mehr oder anderes haben, was die Gesellschaft nicht integrieren kann, was sie in Frage stellt. Vielleicht könnten wir als Kirche uns ab und zu an diese fremde Seite des Gottesgedankens erinnern, dass Gott in seiner uns beanspruchenden Heiligkeit der Fremde, der radikal Andere ist und genau darin einen unabwägbaren Mehrwert bereithält.

Diesen – gerade auch im Blick auf den arbeitsreichen Advent – wünschen wir Ihnen. Bleiben Sie behütet.



Hinweis auf die nächsten Ausgaben

Folgendes Schwerpunktthema ist in unserem übernächsten Pfarrvereinsblatt mit dem Redaktionsschluss 15.12. geplant

- *Zwischen Beruf und Berufung.
Zu den Berufsbiographien im Pfarramt*

Wir freuen uns über all Ihre Zuschriften, Beiträge und Gedanken.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende, an die Schriftleitung.

Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer

Auf den folgenden Seiten finden Sie Berichte, Reden sowie Andachten und Predigten, die anlässlich des 130. Tags der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Karlsruhe gehalten wurden. Viele davon greifen sein Thema „Kirche in der Fremde“ auf und wid-

men ihm eigene Gedanken. Einen Blick auf die inhaltlichen Diskussionen zum Thema wirft Prälat Prof. Dr. Traugott Schächtele in seinem Beitrag. Zudem finden Sie auch Bilder der Jubilar:innen der verschiedenen Jahrgänge.

Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden des Badischen Pfarrvereins

Liebe Vereinsmitglieder, liebe Mitglieder der Solidargemeinschaft Evangelischer Pfarrverein in Baden,

Sie merken schon an der Anrede, dass sich Neues in diesem Jahr ereignet hat, was den Evangelischen Pfarrverein Baden besonders im Hinblick auf die Krankenhilfe auf völlig neue FüÙe stellt.

Zunächst heiÙe ich Sie im Namen des Vorstands herzlich willkommen zur diesjähri-gen Mitgliederversammlung, endlich wieder auf einem gemeinsamen Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer, in diesem 130jähri-gen Jubiläumsjahr wieder in Karlsruhe. Schön, dass Sie unserer Einladung folgen konnten.

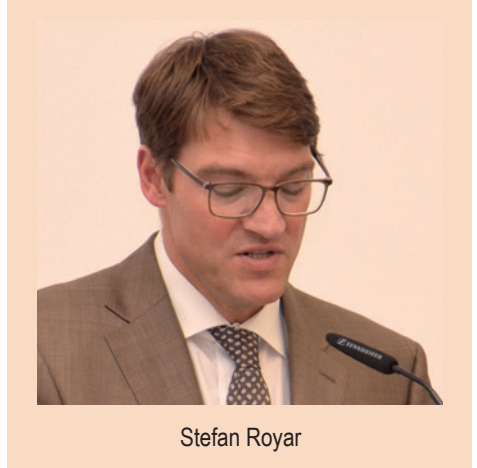
Im vergangenen Mai 2021 haben wir uns in der Mitgliederversammlung ebenfalls in Karlsruhe im Stephaniabad getroffen, um eine Reihe von notwendigen Satzungsänderungen vorzunehmen. Das geschah in der Vorbereitung zur Anerkennung des Pfarrvereins als einer anerkannten Solidargemeinschaft.

Dazu mussten neben einer neuen Satzung auch Nachweise über unsere aktuelle und zukünftige Wirtschaftlichkeit erstellt werden und diese Gutachten mussten zudem extern zertifiziert werden, damit der Antrag an das Bundesministerium für Gesundheit gestellt werden konnte. Das geschah am 22. De-

Die Anerkennung, dass wir eine legale Solidargemeinschaft sind und auch für die nächsten Jahre diese Arbeit fortsetzen dürfen

eine solidarische Gemeinschaft und der Gesetzgeber hat das jetzt auch rechtlich so bestätigt.

In Zukunft müssen wir alle fünf Jahre nachweisen, dass wir noch wirtschaftlich handeln und die Verantwortung für unsere Mitglieder tragen können.



Stefan Royar

Das war bis hierher ein langer und sehr steiniger Weg, und der ehemalige und der aktuelle Vorstand und vor allem die Mitarbeitenden in der Geschäftsstelle, Frau Groß und Frau Krempel und unser Geschäftsführer Herr Schönfeldt haben hart dafür gearbeitet, dass diese Episode der Vereinsgeschichte gut ausgegangen ist. Ganz herzlichen Dank an die drei Mitarbeitenden für alle Mühe und außerordentliche Leistung auch in weiterhin pandemischen Zeiten. Es liegen aber auch neue Herausforderungen in der Anerkennung als Solidargemeinschaft, die uns weiterhin beschäftigen werden. Wir haben neben der Satzung auch eine neue Beitragsordnung schaffen müssen, weil wir auch Mitgliedern, die aus der Beihilfe herausfallen, etwa durch Aufgabe oder Ausschluss aus dem Pfarrdienst oder durch Scheidung, auch eine 100%ige Absicherung anbieten müssen. Mit der Anerkennung wurde auch möglich, Zuschüsse zur Krankenversicherung von der Deutschen Rentenversicherung zu erhalten; diese können alle Kolleg:innen beantragen, die während ihrer Dienstzeit Rentenansprüche erworben haben und nun im Ruhestand dadurch auch eine Rente der Deutschen Rentenversicherung erhalten.

Leider hat sich das Antragsverfahren als besonders schwierig herausgestellt, weil dieser Antrag nicht wie zuerst vorgesehen als Sammelantrag der Landeskirche, sondern individuell zu stellen ist. Eine rückwirkende Auszahlung für dieses Jahr scheitert zudem an Fristen, die von

der Rentenversicherung gesetzt wurden und nicht deckungsgleich mit unserem Antragsverfahren beim Bundesgesundheitsministerium sind. Hier besteht noch weiterer Klärungsbedarf.

Während wir in Baden-Württemberg mit den hiesigen Finanzbehörden immer wohlwollende Erfahrungen gemacht haben, was die Anrechenbarkeit der Ausgaben für die Krankenhilfe anging, haben in anderen Bundesländern unsere Mitglieder zunächst schlechtere Karten gehabt, weil hier Finanzämter rückwirkend die Steuerrückerstattung für die Jahre widerrufen wollten, in denen noch keine staatliche Anerkennung vorlag. Auch hier zeichnet sich jetzt aber eine gute Lösung ab. Zuletzt haben wir die Kriterien für eine Aufnahme von Partnerinnen und Partnern härter als zuvor definieren müssen.

Es liegen aber auch neue Herausforderungen in der Anerkennung als Solidargemeinschaft

Ein besonders kritischer Aspekt war die Tatsache, dass wir nach einer

Überprüfung der Mitglieder im Hinblick auf ihre gesetzliche Absicherung in der Pflegeversicherung erkannten, dass es nicht wenige Personen gibt, die seit der Einführung 1994 keine private Pflegeversicherung abgeschlossen haben; alle Hinweise und Briefe des damaligen Vorstands zur Einführung der gesetzlichen Pflegeversicherung und der Folgen für kirchliche Beamten:innen wurden anscheinend ignoriert. Das war äußerst fahrlässig und stellt die Mitglieder jetzt vor erhebliche finanzielle Probleme.

In den kommenden Jahren werden wir an den Entwicklungen des Gesundheits- und

des Versicherungswesens weiter beteiligt sein. Wir haben das bemerkt bei der Auszahlung der verpflichtenden Corona-Hilfen, beim zukünftigen Angebot einer elektronischen Krankenakte und sicherlich weiteren Neuerungen, die uns die Arbeit nicht erleichtern werden.

Matthias Schärr berichtet über den Jahresabschluss 2021 und den Wirtschaftsplan 2023.

Rückblickend informiere ich Sie über die Klausurtagung des Vorstands, bei der das Thema „Pfarrvereinsblätter“ und die

zukünftige Ausrichtung des Berufsverbandes besprochen wurde.

Die Pfarrvereinsblätter sollen in Zukunft neben den Artikeln zu Themen auch weiterhin Leserbriefe enthalten und zu Diskussionen anregen. Es wird noch stärker als bisher darauf geachtet, dass hier keine Meinungskonflikte zu komplexen Themen stattfinden sollen, sondern Raum für weiterführende Diskussion bleiben muss.

Das ehrenamtliche Engagement von Dr. Jochen Kunath und Catharina Covolo ermöglicht den Leser:innen eine breite Darstellung der Themen mit der Unterstützung vieler Kolleg:innen, die dafür Artikel schreiben und einreichen. Auch dafür sei an dieser Stelle ganz herzlich „Danke“ gesagt.

Die Schriftleitung der Pfarrvereinsblätter sieht für das kommende Jahr eine Überarbeitung der Rubriken vor und plant im Hinblick auf den laufenden Strukturprozess eine Reihe zu dem Thema „Berufsbiografie Pfarramt“.


Wir wollen für unsere Mitglieder ein Forum sein, das Themen des Berufsalltags aufnimmt und für viele Kolleg:innen Möglichkeiten eröffnet, sich im Pfarrberuf leichter zu tun

Wir haben im Vorstand in den letzten Jahren viel Kraft aufgewendet, um die Krankenhilfe zu sichern. Das zweite Arbeitsfeld, das uns jetzt stärker beschäftigen soll, ist die Zukunft der Arbeit als Berufsverband für Pfarrer:innen und Pfarrer. Wir wollen für unsere Mitglieder ein Forum sein, das Themen des Berufsalltags aufnimmt und für viele Kolleg:innen Möglichkeiten eröffnet, sich im Pfarrberuf leichter

zu tun. Denn nicht alle Erfahrungen müssen selbst gemacht, nicht alle Fragen von jedem allein beantwortet und nicht jeder Dienst allein konzi-

piert werden. Im Hinblick auf den fehlenden Nachwuchs und die schwindenden Kräfte in den Reihen der Hauptamtlichen braucht es mehr gegenseitige Hilfe und Unterstützung. Dazu möchten wir einen wichtigen eigenen Beitrag leisten. Dies werden wir weiterhin im konstruktiven und vertrauten Austausch mit der Kirchenleitung weiterführen, so wie wir schon im Pfarrbildprozess zusammengearbeitet haben.

Im Moment beschäftigt uns als zentrale Frage die Regelung von „Arbeitszeiten“ im Pfarrberuf, weil durch ein Rechtsgutachten, das die badische Pfarrvertretung zusammen mit dem Deutschen Pfarrverband in Auftrag gegeben hat, im Ergebnis die Einführung einer verbindlichen Wochenarbeitszeit von 41 Stunden gefordert wird. Wir werden in den kommenden Monaten die Diskussion zu diesem Thema sicherlich engagiert weiterführen.



Wir haben in diesem Sommer auch wieder die Veranstaltung Dies Academicus in Heidelberg weitergeführt, die wir zusammen mit der Theologischen Fakultät Heidelberg und dem Freundeskreis der Fakultät ausgerichtet haben. Wir werden im Frühjahr 2023 neu planen müssen, wie es uns gelingt, dass diese Veranstaltung, die einen Anknüpfungspunkt zwischen Universität und Pfarramt abseits vom Kontaktstudium schaffen möchte, in Zukunft noch mehr Resonanz finden kann.

Das vergangene Jahr hat uns als Vorstand auch wieder Anteil nehmen lassen an manch großem Leid und großer Sorge, die durch Krankheit bei Vereinsmitgliedern und ihren Familien verursacht wurde.

Von unseren Ehrenmitgliedern im Vorstand, Herrn Gerhard Wunderer und Klaus Schnabel mussten wir uns verabschieden. An sie beide und ihre Familien denken wir heute und auch morgen im Gottesdienst.

Wir freuen uns als Vorstandsmitglieder auf die weitere gemeinsame Arbeit im und für den Pfarrverein und freuen uns, wenn Sie uns dafür weiterhin das Vertrauen aussprechen werden. Herzlichen Dank!

■ Stefan Royar, Weinheim

Rede zum 10jährigen Ordinationsjubiläum

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Schwestern und Brüder,

wenn alles nach Plan gegangen wäre, stünde ich heute nicht hier, sondern hätte mein 10jähriges Ordinationsjubiläum in einem kleinen oder größeren Ort in Kurhessen-Waldeck gefeiert. Kleinere Orte gibt es dort deutlich mehr.

Ich habe 1992 angefangen zu studieren und habe mir während meines Studiums ausgerechnet, dass ich, wenn alles nach Plan läuft, im Jahr 2000 ordiniert werde. Das hätte funktionieren können: 1998 hielt ich glücklich das Zeugnis über das erste kirchliche Examen in Hofgeismar in meinen Händen, entschied dann allerdings, den Versuch einer Promotion zu wagen – und, und das war riskant, in die Phase der Familiengründung einzutreten. 1999 und 2001 kamen meine beiden Söhne zur Welt. Die Promotion glückte, weitere wissenschaftliche Arbeit schloss sich an, und der Kontakt zum

Ausbildungsreferenten aus Kurhessen-Waldeck blieb durch jährliche Gespräche bestehen. Ob ich nicht doch ins Vikariat kommen und die Ausbildung abschließen wolle, wurde ich wiederholt gefragt. Mit dem Blick auf meine kleine Familie habe ich überzeugt verneint. In den frühen 2000er Jahren erschien mir ein Vikariat mit kleinen Kindern, zumindest als Frau, nicht wirklich geboten.

In den frühen 2000er Jahren erschien mir ein Vikariat mit kleinen Kindern, zumindest als Frau, nicht wirklich geboten



Sybille Rolf

2007, nach Abschluss der Habilitation, ergab sich für unsere Familie die Möglichkeit, für zwei Jahre nach England zu gehen. Kurhessen-Waldeck war damals sehr klar: Wenn ich jetzt den Vikariatsbeginn noch einmal um zwei Jahre verschiebe, könne ich leider keine Perspektive mehr ins Pfarramt haben. Ich war gekränkt

und fragte in Baden nach, hatte ich doch die letzten Jahre in Heidelberg verbracht und im Universitätsgottesdienst und in der Friedensgemeinde Heidelberg-Handschuhsheim meine ersten liturgischen und homiletischen Erfahrungen gesammelt. Der badische Ausbildungsreferent Jürgen Kegler nahm mich auf und versicherte mir, dass auch ein zweijähriger Forschungsaufenthalt in England kein

Problem für das Vikariat darstelle. Ich war erleichtert.

Vermutlich würde die Entscheidung von Kurhessen-Waldeck heute so nicht mehr getroffen. Zu groß ist die Sorge um den kirchlichen Nachwuchs inzwischen in der gesamten EKD. Für die Offenheit von Baden bin ich bis heute dankbar, denn sie hat es mir ermöglicht, meinen Platz im kirchlichen Dienst zu finden. 2010 habe ich mein Lehrvikariat begonnen – in einem Kurs mit zehn anderen Kollegen und Kolleginnen. Ich war nicht nur die Älteste im Kurs, sondern, zumindest zu Beginn, die einzige *Mutter* mit Kindern im Grundschulalter. *Väter* waren einige dabei. Das hat mich sehr bestärkt, dass ein früherer Vikariatsbeginn familiär herausfordernd gewesen wäre. Es war nicht nur einfach, um es vorsichtig zu sagen – obwohl ich auch in den Wochen, in denen ich im Petersstift war, meistens zu Hause übernachtet habe. Ich erinnere mich aber noch mit Schrecken an das Wochenende direkt vor Kurs 3, als mir die Kinderbetreuung auf einmal zerschossen wurde, weil die eingestellte Kinderfrau erkrankt war.

Ich habe es hinbekommen. Der Preis war nicht trivial; die Organisation der Kinderbetreuung war weitgehend auf meinen Schultern. Später kamen

in unseren Kurs noch zwei Mütter hinzu, die deutlich kleinere Kinder hatten. Es ging auch, vielleicht hatten die beiden einfach eine bessere Rollenverteilung in ihrer Partnerschaft.

Ich bin sehr froh über diese Entwicklung und sehe mit Freude und Staunen, wie motiviert und engagiert unsere Studierenden und die Vikar*innen sind

Warum erzähle ich das alles? Schon lange vor meinem Vikariat gab es Vikarinnen mit kleinen Kindern, teilweise sogar Säuglingen, die gestillt wurden. Immerhin konnten die Väter schon seit langer Zeit mit im Petersstift wohnen und auf die Babys aufpassen – das musste halt beruflich für die Männer passen. Bei uns ging es nicht. – Die Möglichkeit, ein Vikariat in Teilzeit abzuleisten und mehr Zeit für Familienarbeit zu haben, gab es damals ebenso wenig wie die Möglichkeit, Qualifikationen aus dem Leben vor dem Vikariat anzuerkennen und im Ausbildungsgang darauf Rücksicht zu nehmen.

Die Zeiten haben sich geändert. Nicht nur sind es lange nicht mehr so viele Studierende und Vikar*innen wie zur Zeit meines Studiums in den 1990er Jahren. Die jungen Kolleg*innen werden dringend gebraucht. Familienbilder und Familienstrukturen haben sich verändert. Väter nehmen Elternzeit, Mütter stehen mehr als ich für ihre Rechte ein. Das ist gut so. Das Ausbildungssystem hat sich verändert. Es ist modular und flexibel geworden, das Vikariat kann auf bis zu 48 Monate gestreckt werden, Qualifikationen, die vorher erbracht wurden, werden anerkannt. Es gibt die Möglichkeit eines Quereinstiegs mit deutlich kürzerer Studiendauer für Menschen, die schon in einem ande-

ren Beruf gearbeitet haben. Ich bin sehr froh über diese Entwicklung und sehe mit Freude und Staunen, wie motiviert und engagiert unsere Studierenden und die Vikar*innen sind. Sie freuen sich auf die

Arbeit in multi- oder interprofessionellen Teams. Sie arbeiten auch in der Familiengründungsphase im kirchlichen Dienst. Sie treten entschieden für ihre Bedarfe ein. Der Evangelische Oberkirchenrat und die Abteilung theologische Ausbildung reagieren darauf, indem wir versuchen, vom Modus der Aufsichts- und Kontrollbehörde zu einer Serviceorientierung zu kommen. Ich bin ansprechbar, arbeite an Vernetzungen, führe Gespräche und versuche, konzeptionell die Ausbildung weiterzuentwickeln, damit unsere Kirche noch diverser werden kann.

Ich bin dankbar für die Tür, die sich mir nach Baden geöffnet hat. Ich bin glücklich im kirchlichen Dienst. Als ich mein Vikariat begonnen habe, war es wie ein Aufatmen nach einer langen Zeit des wissenschaftlichen Nachdenkens. Das hätte ich nicht erwartet. Für mich ist der Beruf einer Pfarrerin der schönste Beruf, den ich mir vorstellen kann – auch das hatte ich nicht erwartet. Ich habe immer zum richtigen Zeitpunkt genau das bekommen, was ich brauchte, und am Tag der Ordination hatte ich das Gefühl, zugleich angekommen und am Beginn eines spannenden Weges zu sein, der genau für mich passt.

Ich will das alles nicht theologisch überhöhen. Nicht alles war einfach, und nicht alles war schön. Manches Scheitern musste ich auf diesem Weg auch erleben, nicht jede Erfahrung hat mir gut getan. Die Grundfreude bleibt aber, die Hanns Dieter Hüsch mit den Worten ausgedrückt hat:

*Ich bin vergnügt, erlöst, befreit.
Gott nahm in seine Hände meine Zeit,
mein Fühlen, Denken, Hören, Sagen,
mein Triumphieren und Verzagen,
das Elend und die Zärtlichkeit.*

Vergnügt, erlöst, befreit, weil meine Zeit und mein ganzes Leben mit allem, was dazugehört, in Gottes Hand stehen. Nicht immer habe ich diese Leichtigkeit gespürt – aber sie war und ist immer wieder da. Und sie tut mir genauso gut wie unserer Kirche: die Gewissheit, dass Gott den Weg bahnt und begleitet, für mich, für Kollegen und Kolleginnen, die schon lange im Dienst sind, für Studierende und Vikar*innen, die sich auf ihren Dienst vorbereiten – und für die ganze Kirche.

Vielen Dank.

■ Sybille Rolf, Karlsruhe

Rede zum 40jährigen Ordinationsjubiläum

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Schwestern und Brüder!

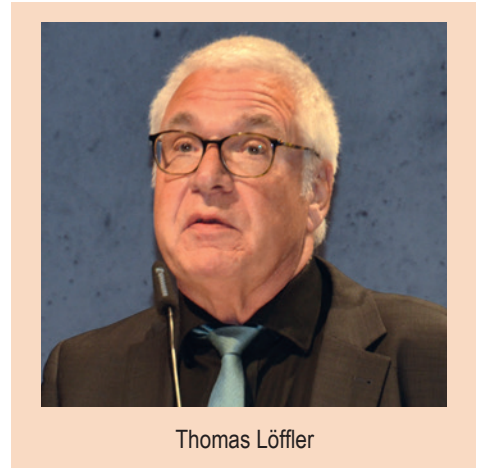
1. Schon 40 Jahre auf dem Weg des Pfarrer- und Pfarrerin-Seins unterwegs sein: Das gilt es heute Abend zu bedenken und dafür gilt es auch zu danken. 40 Jahre auf dem Weg zu sein, das ist schon ein bemerkenswerter Zeitraum. Das hat nachgerade eine biblische Dimension. Doch für unsere Jahrgänge, die sich damals auf den Weg ins Pfarramt aufgemacht haben, war es nicht wirklich ein Weg durch die Wüste. Zumal die „Fleischtöpfe Ägyptens“ in Form von Finanz- und Personalressourcen ja mitgekommen waren. Es hatte mehr etwas von jenem anderen biblischen Weg nach Ostern. Wo wir uns im Nachhinein wie die beiden Emmaus-Jünger fragen: „Brannte nicht unser Herz in uns auf dem Weg?“ (Lk 24,32)

Ja, es war ein Aufbruch damals. Wie alles ein Aufbruch war in jenen legendären 1970er Jahren, als wir unser Studium absolvierten. Er war geprägt vom Ausblick auf das „Gelobte Land“, womit neben anderem auch der Dienst in der Kirche gemeint war.

Eine Kirche, die immer noch eine Volkskirche war. „Mehr Demokratie wagen“, hieß die Parole dieser Zeit – auch in unserer Kirche. Mehr Kirche wagen – auch in der demokratischen Gesellschaft. Einige von uns arbeiteten beispielsweise schon damals daran, dass die Leitungsgremien in unserer Kirche öffentlich ausgeschrieben und auf Zeit besetzt werden. Was für eine Stim-

Auf jeden von uns wartete eine Pfarrstelle mit unbefristeter Jobgarantie

gründet, deren Name „Dynamo Leviathan“ schon Programm war. Für eine Frauenfußballmannschaft reichte es



mung war das in jenen Jahren unter uns Theologen und Theologinnen? In Tübingen zum Beispiel hatte man das Gefühl, die Theologie sei mit Abstand die größte Fakultät in der kleinen Uni-Stadt. Im Petersstift waren wir der erste Jahrgang mit der Obergrenze von 25 Kandidatinnen und Kandidaten. (Damals wurde von uns auch jene legendäre Fußballmannschaft gegründet, deren Name „Dynamo Leviathan“ schon Programm war. Für eine Frauenfußballmannschaft reichte es bei weitem noch nicht.) Auf jeden von uns wartete eine Pfarrstelle mit unbefristeter Jobgarantie. Noch kein großes Assessment-Center, wie in den späteren Jahren, verstellte die Eingangspforte zum Pfarramt. Und auf der Fläche wurden sogar – man kann es sich heute kaum vorstellen – neue Kirchen geplant und auch gebaut. Alles schien möglich!

2. „Der Pfarrer ist anders“, so lautete damals der eingängige Titel einer zeitgenössischen Pastoraltheologie (Manfred Josuttis, Der Pfarrer ist anders, 1982). Doch diese Aussage schreckte uns nicht. Denn natürlich wollten wir anders Pfarrer und Pfarrerin sein, als man das gemeinhin mit diesem Beruf assoziiert hat. Nicht mehr so protestantisch-pastoral wollten wir daher kommen, sondern mehr Motivatoren oder Trainer sein – um den damaligen Altbischof Hans-Wolfgang Heidland zu zitieren. Motivatoren und Trainer für das große Team, das sich Gemeinde nennt. Wir Pfarrer und Pfarrerrinnen waren jetzt eben „andere“ Pfarrer als früher. Mehr die Pfarrer und Pfarrerrinnen „zum Anfassen“. Und wenn es sein musste, waren wir auch die Animateure im Gemeindehaus (Gemeindehäuser gab es ja inzwischen mehr als genug. Überall wurden sie auf die grüne Wiese gestellt).

Gruppenpfarrämter waren selbstverständlich; sogar ein Gruppendekanat habe ich als Experiment damals mitgemacht. Die evangelisch-katholische Ökumene wurde intensiver vorangetrieben als je zuvor, nicht nur in den offiziellen Erklärungen, sondern in unserer gemeinsamen „Praxis Christiana“. Wie oft haben wir in den 90er Jahren die ökumenische Osternacht mit einem gemeinsamen Abendmahl gefeiert? Und unser aller Herz brannte dabei. Die Kirchentage waren Mega-Events für Junge und Alte, die aus vielen Gemeinden dorthin pilgerten. Und der konziliare Prozess für „Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung“ Ende der 80er Jahre mach-

te Hoffnung, dass eine bessere Welt möglich sei, wenn wir Christinnen und Christen nur leidenschaftlich dafür brennen und uns entsprechend engagieren. Die friedliche Revolution in der damaligen DDR zeigte uns ja, dass es nicht zuletzt auch die brennenden Kerzen und die leidenschaftlichen Menschen in den Kirchen waren, die die Mauern zwischen Menschen und Mächten zum Einsturz brachten.

Mit Engagement und Neugier haben wir uns auch in die vielen Entwicklungsprozesse zum Kirchenbild gestürzt. Nicht ahnend, dass sich das zum roten Faden unseres Pfarrdienstes entwickeln würde: Jahresentwicklungsgespräche, Team-Super-

Mit Engagement und Neugier haben wir uns auch in die vielen Entwicklungsprozesse zum Kirchenbild gestürzt

vision, Gemeindeberatung, Leitbilddiskussion, Evangelisches München-Programm, Kirchenkompassprozess, Thesen für eine „Kirche der Freiheit“ (EKD-Papier 2006) und „Wachsen gegen den Trend“ usw. Alles war irgendwie spannend. – Im Nachhinein betrachtet war sicher manches davon gut und nützlich, denn die Kirche ist auch eine Organisation in der Zeit. Aber es hat auch müde gemacht und persönliche Ressourcen verbraucht. Denn wer wollte, konnte darin mit der Zeit eine unterschwellige Sub-Botschaft mithören. Und die lautete: Es muss wohl auch am Verkündigungspersonal liegen, wenn die „Kirche der Freiheit“ immer teurer und gleichzeitig immer weniger relevant wird. – Freilich, das weiß ich aus meiner Zeit als Wirtschafts- und Sozialpfarrer, mit verunsichertem Personal lässt sich kein Unternehmen sicher in die Zukunft führen!

3. Und jetzt sind schon 40 Jahre vergangen. Wir haben das Pfarramt hinter uns gelassen. Und natürlich sind wir immer noch mit „unserer“ Kirche beschäftigt. Natürlich nehmen wir wahr, was wir schon in den letzten Dienstjahren wahrgenommen haben: den zunehmenden Relevanzverlust und dass die alten Narrative wohl nicht mehr tragen. Obwohl oder weil doch schon so viele von unseren ureigenen christlichen Themen in die postmoderne Zivilgesellschaft eingewandert sind. Stattdessen hat sich jene allgegenwärtige Erfahrung der Krise unter uns breit gemacht. Von der Coronakrise über die Klimakrise bis hin zur Krise des Ukraine-Kriegs.


„Jetzt könnte doch die Stunde der Kirchen sein!“, so sage ich manchmal leise zu mir. Doch ich weiß, die Realität sieht anders aus. Wir konzentrieren und minimieren, wir sind auf dem Rückzug auf allen Ebenen. Und kein Mensch kann heute absehen, was das künftig für unsere Kirche, die doch eine über die Zeiten hinweg verlässliche und kulturprägende Institution war, bedeuten wird. Freilich, der Blick zurück auf die Anfänge der Kirche zeigt noch eine andere Wirklichkeit: Die Gemeinschaft der Christen, ihr Dienst an der Welt, das „Brennen der Herzen“ hat ja selbst mit einer Krise begonnen. Erst die Begegnung mit dem auferstandenen Christus auf dem Emmaus-Weg – und auf den vielen anderen Wegen seither – hat wieder neu die Hoffnung in ihr entfacht.

Wir konzentrieren und minimieren, wir sind auf dem Rückzug auf allen Ebenen

Ihre Glaubwürdigkeit wird am Ende für die Kirche sprechen

Heute nach 40 Jahren Pfarrer-Sein denke ich manchmal: Vielleicht müssten wir wieder mehr über die Basics dieser Hoffnung nachdenken – d. h. noch mehr Theologie betreiben und weniger Organisationstheorie. Vielleicht müssten wir auch wieder mehr die Spiritualität unserer Hoffnung leben – d. h. noch mehr die Seelsorge an den Menschen pflegen und im öffentlichen Diskurs weniger moralisieren. Und vielleicht müssten wir noch mehr die Glaubwürdigkeit unserer Hoffnung plausibel machen, indem wir auch von den Dilemmata unseres Glaubens reden. (Gerade jetzt im Angesicht eines Menschen verachtenden Angriffskriegs mitten in Europa. Der bedeutet ja für eine „Kirche des Friedens“ schon eine große Herausforderung.)

Ich denke, die Glaubwürdigkeit, „ihre“ Glaubwürdigkeit, wird am Ende für die Kirche sprechen. Ich für meinen Teil bin jedenfalls davon überzeugt, dass der Weg des Pfarrer- und Pfarrerinnen-Seins in unserer Gesellschaft noch lange nicht zu Ende ist. Für mich liegen im „Dienst der öffentlichen Wortverkündigung“, wie die Ordinationsagende unseren Beruf nüchtern benennt, auch für die Zukunft viele Chancen. Denn die Welt wartet darauf, von jener Hoffnung zu hören, die in uns ist (cf. 1 Petr 3,15). Und da warten wahrlich noch viele Menschen – gerade außerhalb unseres binnenkirchlichen Blickwinkels. Das habe ich in meinen letzten Berufsjahren beim kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt



(KDA) gesehen. Sie alle warten darauf, von unserer Hoffnung zu hören.

Doch jetzt genug der Worte. Heute im Rückblick bin ich dankbar dafür, dass ich in unserer Kirche Pfarrer sein durfte. Und ich spreche damit sicher für viele aus unserem Jahrgang. – Ich bedanke mich beim Evangelischen Pfarrverein für die Einladung heute Abend und bei Ihnen und Euch bedanke ich mich für die mir gewährte Aufmerksamkeit.

■ Thomas Löffler, Mannheim

Andacht beim 130. Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer

„Dieses Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe“ (1Joh4, 21).

Liebe Geschwister in Christus,

wir lieben unsere Kirchen auch deshalb, weil sie steinerne Zeugnisse unseres Glaubens sind. Sie orientieren auf den Wegen durchs Leben. In ihren Steinen haben sich die Gebete, Wünsche und Hoffnungen, Tränen und Freudentänze abgelagert. Die Steine unserer Kirchen predigen den gnädigen Gott allen, die hier Schutz, Halt und Orientierung suchen.

Dass die Steine selbst predigen, gilt aber nicht nur für unsere sakralen Räume. Ja, auch die Gartenhalle in Karlsruhe könnte ein Lied des Glaubens singen. Denn ein wenig hängen noch die Debatten und Gespräche der Weltversammlung in den Wänden. Vor ein paar Wochen haben hier die Delegierten der Weltkirchen über die spirituellen und politischen Perspektiven der Kirchen weltweit beraten, Beschlüsse gefasst. Sie haben sich ermutigt, auf dem Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens weiterzugehen.

„Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt.“ Unter diesem Leitmotiv hat die Vollversammlung den Weg der Kirchen in den spirituellen und politischen Herausforderungen zu beschreiben versucht. Für die Christinnen und Christen der Kirchen der Welt übersetzt sich die



Liebe in der Schlusserklärung mit der Suche nach Gerechtigkeit, Versöhnung und Einheit. Darum geht's. Gerechtigkeit, Versöhnung und Einheit.

Das geistliche Zeugnis der Vollversammlung findet nun über die verschiedenen Erklärungen weltweit seinen Weg in das Leben der Kirchen hinein. Auch unserer Kirche weisen die Beratungen einen Weg an die Seite der Menschen. Der Ruf der Vollversammlung zum Handeln stellt eine Grundlinie biblischer Theologie in den Mittelpunkt, die viele Vorläufer hat. Heute begegnen wir einem von ihnen im biblischen Motiv über dieser Woche:

„Dieses Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe“ (1Joh4, 21).

Das Wort aus dem ersten Johannesbrief antwortet auf die Frage nach dem Höchs-

ten Gebot, die in den Texten und Gebeten des zurückliegenden Sonntags geistlich entfaltet wird.

Der erste Johannesbrief kommt im Alltag der Gemeinde eigentlich vor allem bei Trauungen vor. Ich glaube, keiner der Briefe im Neuen Testament gebraucht so häufig das Wort „Liebe“, das inspiriert vermutlich viele Brautpaare, hier auch für den Trauspruch fündig zu werden. Aber eigentlich geht es nicht ums Heiraten, sondern um den Glauben. Und die Liebe steht dem Glauben zur Seite – als sichtbare Seite der Frömmigkeit und als semantische Brücke zur Welt.

Der erste Johannesbrief ist literarisch ein weisheitliches Traktat. Es erinnert die Gemeinden daran, dass das mit Leben, Tod und Auferweckung Jesu Christi das Wichtigste für uns schon geschehen ist und bereits hinter uns liegt. Die Christologie des Johannesevangeliums wird nun für die Gemeinde ausgelegt und die Liebe Christi wird ein Ruf zum Handeln: Der andere soll im Mittelpunkt stehen. Der erste Johannesbrief kann das so zuspitzen: Der Weg zu Gott, führt immer über den Bruder und die Schwester.

Keine neue Werkgerechtigkeit, keine Bedingung für den Glauben wird eingeführt, sondern der Zusammenhang zwischen dem Erkennen der Liebe Christi und dem Halten der Gebote eingeschärft. Die Liebe zu den Geschwistern ist ein Kennzeichen des Glaubens. Die Geschwister müssen keine Freunde sein, viele werden uns fremd bleiben. Aber sie sind als Kinder Gottes der Prüfstein meines Glaubens.

Die Not und die Träume unserer Brüder und Schwestern, ihre Hoffnung und ihre Freude führt uns deshalb an ihre Seite. Das gilt im Gemeindemaßstab ebenso wie in den weltweiten Diskursen. Mit den Erfahrungen der Vollversammlung im Rücken drängt uns die Liebe zu den Geschwistern, zugleich auf die Gefährdungen der Welt zu sehen. Der Krieg Russlands gegen die Ukraine fordert unser entschiedenes Eintreten für den Dialog – auch wenn wir dafür gezwungen sind, mit Despoten und Diktatoren zu reden. Die Krisen und Kriege an vielen Ecken der Erde machen unser Eintreten für den Frieden ebenso notwendig wie die Klimakrise den Einsatz für Gerechtigkeit und die Rechte zukünftiger Generationen. Wir beharren in allem darauf, dass Gottes Liebe diese Welt verändern wird.

„Dieses Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe.“ Auch der Tag für Pfarrerrinnen und Pfarrer ist eine Gestalt dieser Liebe. Ihr habt gestern miteinander gefeiert und werdet euch mit den geistlichen Herausforderungen für unsere Kirche auseinandersetzen. Die Fremden und die Freund:innen, der Bruder und die Schwester an eurer Seite brauchen es ebenso wie ihr, dass ihr den je anderen in die Mitte stellt. Ich denke an den Transformationsprozess in unserer Kirche. Wir machen uns auf den Weg, die Kirche enkeltauglich zu machen. Wie zu allen Zeiten muss sich die Kirche einstellen auf die Veränderungen der Welt, damit die Botschaft von Versöhnung, Gerechtigkeit und Einheit ankommt. Ich habe die Hoffnung, dass unser Weg in den Gemeinden

Badens der Bewegung der Liebe Gottes weiter folgt. Aber wir sehen die Sorgen und Nöte ebenso deutlich. Gewohntes verändert sich, der Erhalt der Kirchen und Gemeindehäuser wird nicht überall möglich sein. Wir müssen uns von manchem verabschieden.

Für die Vollversammlung sind Gerechtigkeit, Versöhnung und Einheit Kennzeichen der Liebe Gottes. Sie sind bei uns gefährdet, wenn wir um die Gebäude streiten und jede Gemeinde nur das Ihre in den Mittelpunkt stellt. Stattdessen die Liebe zu den Geschwistern zum pastoralen Kriterium zu machen, ist nicht nur ein wirksames Gemeindeaufbaukonzept. Es hält in diesen Zeiten auch unsere Gemeinden und die Evangelische Kirche in Baden in den Veränderungen beieinander. Ich bete darum, dass wir in diesem Geist auch weiterhin leben. Die Erfahrungen in der Ökumene werden uns dabei helfen, in der Fremde zuhause zu bleiben und die Fremden zu Freunden zu machen

Für Luther war die gemeinsame Beratung und Tröstung der Schwestern und Brüdern eine Form des Evangeliums.

Es ist gut, dass alte und junge, erfahrene und wissbegierige Kolleginnen und Kollegen in den Transformationsprozessen beieinanderbleiben. In der Vielfalt der Gaben den anderen zu sehen und gleichwohl gemeinsam auf dem Weg Gottes zu seinen Menschen zu bleiben – dafür ist nun die Liebe das richtige Wort: unmittelbar verständlich für alle, alltagsrelevant, erfahrungsgesättigt, und bei Gott in Hülle und Fülle vorhanden.

„Dieses Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebt“ (1Joh4, 21).

Die Gartenhalle wird nun in Zukunft auch davon erzählen.

Und so bleibe die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes bei euch allen.

Amen.

■ Thomas Schalla, Karlsruhe

Grußwort des Synodalpräsidenten

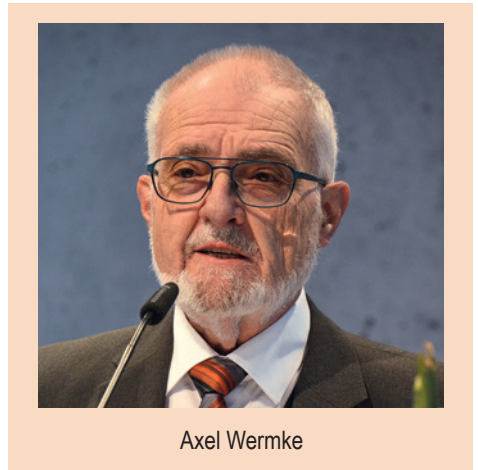
Sehr geehrte Jubilarinnen und Jubilare, sehr geehrter Herr Vorsitzender und Mitglieder des Vorstandes des Pfarrvereins, sehr geehrte Frau Landesbischofin, sehr geehrte Frau Prälatin, sehr geehrter Herr Prälat, werte Stadtdekane aus Karlsruhe, sehr geehrter Herr Bürgermeister Käuflein, liebe Gäste, meine sehr geehrten Damen und Herren,

im heißen Sommer dieses Jahres verbrachte ich drei Wochen in einer Klinik in Bad Rappenau und nahm in der Stadtkirche dort am Gemeindegottesdienst teil. Diesen gestaltete der Kurseelsorger Pfarrer Steinbach, vielleicht

kennen ihn einige Anwesende, und der predigte den vorgeschriebenen Text aus 1. Mose

12 vom Auftrag Gottes an Abraham, seine angestammte Heimat zu verlassen, also in die unbekannte Fremde zu ziehen. Trotz des Vertrauens auf Gottes Zusage, ihn zu geleiten und zu bewahren, war der Auszug sicherlich auch mit einer gewissen Skepsis ob der zu erwartenden Begegnungen mit den im fremden Lande Ansässigen versehen. Pfarrer Steinbach verstand es hervorragend, die Situation Abrahams und seiner Sippe in Verbindung zu bringen mit der heutigen Situation vieler Menschen, die – aus welchem Grund auch immer – ihre Heimat verlassen und in fremde Lande flüchten. Wobei wir beim Thema dieses Treffens heute angekommen sind. Fremdheitserfahrungen – jeder und jede hat das sicher schon selbst erlebt. Wer war nicht schon genötigt, seinen Wohnsitz zu verändern,

Und auch unsre Kirche hat in dieser Zeit viele Fremdheitserfahrungen



Axel Wermke

gerade Pfarrerinnen und Pfarrer im Gemeindegottesdienst erleben das in der Regel mehr als ein-

mal in ihrem beruflichen Leben. Wer hat nicht schon gehadert mit veränderten Lebensbedingungen, mit ungewohntem Lebensumfeld. Wem ist es nicht schwer gefallen, nach Eintritt der Pandemie in unser Leben sich umzustellen etwa auf digitale Kommunikation, bis hin zu gestreamten Gottesdiensten, Konferenzen und Sitzungen vor dem Laptop.

Auch das sind Fremdheitserfahrungen, so meine ich, anders sicher als Erfahrungen bei Reisen in fremde Länder und zu fremden Kulturen, die sicherlich Eindrücke hinterlassen, doch unser Leben nicht aus gewohnten Bahnen werfen, auch wenn wir Eindrücke mitnehmen, die uns manches mit anderen Augen sehen lassen. Und auch unsre Kirche hat in dieser Zeit viele Fremdheitserfahrungen.

Da sinkt ihr gesellschaftlicher Einfluss, da ist mit einem erheblichen Mitgliederschwund zu rechnen und damit mit ausbleibenden Finanzmitteln.

Das habe ich schon einmal beim letzten Pfarrertag angesprochen, also ist uns das nicht mehr ganz so fremd. Und denken wir an die Situation kurz vor der Jahrtausendwende, da war unsere Kirche ebenfalls gezwungen auf den Rückgang von Einnahmen drastisch zu reagieren.

Also ist uns als Kirche zumindest diese Erfahrung nicht neu und fremd, aber wir fremdeln, wenn wir uns mit der Thematik befassen, denn Konsequenzen müssen gezogen werden, und das wird uns nicht mehr in den gewohnten Bahnen belassen können.

In besonderem Maße haben sich der Evangelische Oberkirchenrat und die Landessynode schon vor gut drei Jahren auf den Weg gemacht, Weichen zu stellen, um die Zukunft abzusichern und für die schwierigen kommenden Zeiten gewappnet zu sein.

Natürlich ist zu fragen, ob die eingeschlagenen Wege richtig sind, ob eine Einsparung von 30% in allen Arbeitsbereichen nicht in Frage gestellt werden muss und neu zu bedenken sein wird unter dem Aspekt, welche Prioritäten wir setzen wollen, welche Arbeitsbereiche wir für unverzichtbar halten und daher stärken müssen.

Eine Folge auch dieser Fragen war die Einsetzung einer Arbeitsgruppe „Kirchenbild“ durch die Landessynode vor etwa einem Jahr. Im Frühjahr wurde uns von

dieser aufgezeigt, wie denn im Laufe der Geschichte sich sowohl die Pfarrgemeinden als auch kirchlicher Einfluss gewandelt haben.

Die Entwicklung der Mitgliederzahlen hat schon seit etlicher Zeit in den Städten in Baden zur Veränderung der Pfarrgemeindegrenzen geführt, einhergehend auch mit der Aufgabe oder Umnutzung von Gebäuden.

Jetzt erscheint uns dies auch in den ländlichen Bereichen nötig, aber auch das war vor 25 Jahren schon einmal der Fall, hat Unruhe in die Gemeinden gebracht, Wunden hinterlassen, war aber letztendlich unumgänglich und hat nicht den Untergang des Gemeindelebens bedeutet, wie so mancher befürchtet hatte.

Beim württembergischen Pfarrertag vor gut einer Woche in Ulm war vom Umbruch die Rede, u. a. auch, da religiöse Fragen nicht mehr selbstverständlicher Bestandteil des Alltags seien, so die Formulierung von Landesbischof Gohl. Und deutlich wurde auch davon gesprochen, wie sehr die veränderte Situation Pfarrerinnen und Pfarrer belastet.

Wir in Baden sind uns dessen bewusst, versuchen durch Verlagerung von Verwaltungsaufgaben auf die VSA's Pfarrerinnen und Pfarrer in den Bereichen zu entlasten, die nicht Bestandteil ihrer Ausbildung waren und sind.

Wir haben durch gesetzliche Öffnungen Möglichkeiten geschaffen, neue Formen von Kooperation in unterschiedlicher Form einzuführen und damit Strukturprozesse in den Kirchenbezirken angeschoben, die unter Beteiligung aller Betroffene

nen nach sinnvollen, zukunftsfähigen Lösungen suchen.

Meine Damen und Herren, es macht keinen Sinn, zu bedauern, dass alles sich verändert hat und immer wieder verändern muss, das ist schon seit Beginn unserer Geschichte so, es macht keinen Sinn, Gewohntem nachzutruern und sich neuen Möglichkeiten gegenüber reserviert und abweisend zu verhalten.

Sich von Gewohntem zu verabschieden fällt immer schwer, in allen Bereichen des Lebens – es erfordert den Blick in die Zukunft und den Mut, neue Wege zu gehen, ja und es ist verbunden mit vielen Fremdheitserfahrungen.

Sich von Gewohntem zu verabschieden fällt immer schwer, in allen Bereichen des Lebens – es erfordert den Blick in die Zukunft und den Mut, neue Wege zu gehen, ja und es ist verbunden mit vielen Fremdheitserfahrungen

Gestatten Sie mir an dieser Stelle einen Verweis auf die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, die vor ein paar Wochen in Karlsruhe stattfand. Auch da gab es Fremdheitserfahrungen, z. B. mit uns ungewöhnlicher Gottesdienstliturgie, aber auch bei den Debatten und Beratungen in den verschiedenen Arbeitskreisen die Erkenntnis, dass unsere Sicht vieler Dinge in anderen Bereichen der Welt so nicht geteilt wird, und das hat uns wiederum neue Sichtweisen eröffnet.

Diese Vollversammlung hat uns offenbart, mit welchen Schwierigkeiten und Herausforderungen die verschiedenen Kirchen in der Welt zu kämpfen haben und wie unterschiedlich diese Probleme sind.

Ein Jubiläum der Evang. Mission in Solidarität (EMS) in Stuttgart hat deutlich werden lassen, wie sehr sich die „Missions-Aufgaben“ im Laufe der letzten 100 Jahren verändert haben, für die dort Verantwortlichen und die Mitgliedskirchen sicherlich auch eine Erfahrung von Fremdheit, denn es bedeutete gewaltige strukturelle Veränderungen, aber vor allem auch eine neue Sichtweise und die Anerkennung der Partnerkirchen und ihrer Arbeit in Afrika, Amerika und Asien.

Zurück nach Baden:
Wer hätte sich vor einem Jahr einen brutalen Krieg in Europa im Ausmaß des Ukrainefeldzuges der Russen vorstellen können? Vor Jahren hat die Landessynode sich ausgiebig mit der Friedens-

thematik beschäftigt, Beschlüsse gefasst, Handreichungen veröffentlicht, ja ein Friedensinstitut zwischenzeitlich an der Hochschule in Freiburg eingerichtet und beschlossen, sich einmal in der Legislaturperiode mit dem Thema Frieden zu beschäftigen. Dies geschieht bei der Herbsttagung in zwei Wochen. Aber unter welchen Vorzeichen! Die Welt und Europa haben sich durch den Ukrainekrieg verändert, da gilt es, unsre friedensethischen Überlegungen neu zu bedenken und unter den weltpolitischen Veränderungen zu betrachten.

Umbruchsituationen betreffen uns auch in dieser Hinsicht und fordern Antworten. Zurück zu den Strategien zur Zukunft unserer Landeskirche:

Kirche im Umbruch: Bestehendes wird sich verändern müssen. Kirche im Aufbruch: Neue Wege und Lösungen sind zu suchen, zu erproben und schließlich umzusetzen.

Schon letztes Jahr habe ich Kirche im Aufbruch mit dem wandernden Gottesvolk gleichgesetzt, das wir uns vor Jahren zu einem der Leitbilder unserer Landeskirche auserkoren haben. Aber wir Menschen bewegen uns ungern, schrecken vor Neuem, Unbequemem zurück, fürchten, unsre Wurzeln, unsre Sicherheit zu verlieren. Was wäre aus Gottes auserwähltem Volk geworden, wenn Abram sich verweigert hätte? Was wäre, wenn er nicht gewiss gewesen wäre, dass seine Zeit, sein Weg, sein Leben in Gottes Händen liegt?

Darauf hat Abram sich verlassen und das beschwerliche Verändern seines Lebens in Kauf genommen. Wir aber schrecken vor Fremdem zurück und übersehen sehr gerne, dass wir als „fremd“ bezeichnen, was uns Veränderungen abverlangt, – eben die möglichst neue Zusammen-

arbeit über Gemeinde- und Konfessionsgrenzen hinaus – das Loslassen und neu Suchen nach „der Stadt Bestes“, nach der Kirche Bestes, Vertrauen wir „den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist, weil Leben heißt sich regen, weil Leben wandern heißt“, das will ich Ihnen heute wie auch vor einem Jahr zurufen und Mut

Kirche im Umbruch: Bestehendes wird sich verändern müssen.

Kirche im Aufbruch: Neue Wege und Lösungen sind zu suchen, zu erproben und schließlich umzusetzen

Herzlichen Dank dafür, dass Sie bereit sind, sich auf fremdes Terrain zu begeben, um unsre Kirche zukunftsfähig zu machen und zu gewährleisten, dass wir alle auch weiterhin den Glauben verbreiten und dem Nächsten dienen können und damit in Wort und Tat Glaubenszeugen sind

machen zu neuen Wegen. Und ich möchte an dieser Stelle Ihnen allen danken, die Sie sich im Dienst in der Landeskirche als hauptamtliche Pfarrerinnen und Pfarrer wie auch als einsatzfreudige Emeriti einsetzen,

dass Gottes Wort die Menschen erreichen kann, die unsre christlichen Werte leben und zum Vorbild werden lassen, die Ansprechpartnerinnen und -partner sind für all die, die mühselig und beladen sind. Danke Ihnen allen, die sich in der guten und gewinnbringenden Zusammenarbeit mit den vielen engagierten Ehrenamtlichen, mit den Prädikantinnen und Prädikanten für unseren Glauben stark machen, für unsre Kirche einsetzen und Hoffnung verbreiten, Trost spenden

und das Evangelium in Wort und Tat verkündigen. Herzlichen Dank für Ihr geduldiges Zuhören. Herzlichen Dank dafür, dass Sie bereit sind, sich auf fremdes Terrain zu begeben, um unsre Kirche zukunftsfähig zu machen und zu gewährleisten, dass wir alle auch weiterhin den Glauben verbreiten

und dem Nächsten dienen können und damit in Wort und Tat Glaubenszeugen sind. Gemeinsam auf dem Weg, Gott ist dabei, Hoffnung, die uns trägt, er bleibt treu. So haben wir bei der Andacht gesungen, so mag es geschehen... So sei es, darauf sage ich Amen.

■ Axel Wermke, Ubstadt-Weiher

Fremdheit aushalten und gestalten – Gedanken, Splitter und Einsichten vom thematischen Schwerpunkt des Tages der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer

„Erfahrungen mit der Fremde – Diasporazeiten für die Kirche“. So war der Montagvormittag des 130. Tages der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer angekündigt und überschrieben. Was ich hier versuche, ist keine protokollarische Wiedergabe dessen, was an diesem Vormittag gesprochen und diskutiert wurde. Das geht auch gar nicht. Es sind eher Impressionen, die zu einem individuellen Bild verdichtet wurden. Mit vorgegebenem Thema. Aber mit persönlicher Färbung.

Das Thema der Hauptveranstaltung liegt quer zu dem, was derzeit ansonsten in der Kirche diskutiert wird. Wenige Wochen vorher waren die Vertreterinnen und Vertreter von 352 Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates in derselben Gartenhalle versammelt. Nicht um Fremdheit sollte es dort gehen. Nein, die Kirchen wollten ein Zeichen setzen, dass sie zusammengehören. Untereinander. Und mit der Welt, in der sie ihrem Pilgerweg der Einheit und Versöhnung unterwegs sind.

Was also sollte der Blick auf die Fremdheit? Etwas noch nicht Überwundenes in den Fokus rücken? Ging es darum, die aktuelle Befindlichkeit der einzelnen Christenmenschen in kritischen Zeiten



Traugott Schächtele

Die Erfahrung der Fremdheit kommt der Kirche gewissermaßen in ihrer DNA unabweisbar zu

auf den Prüfstand zu stellen? Oder galt es klarzumachen, dass die Erfahrung

der Fremdheit der Kirche gewissermaßen in ihrer DNA unabweisbar zukommt – im Sinne ihres „In-der-Welt-Seins“, aber nicht „Von-der-Welt-Seins“?

Vier Menschen saßen auf dem Podium, für die das Phänomen des Fremd-Seins aus unterschiedlichen Gründen zur Alltagserfahrung gehört.

Das ist zum einen Dorothee Mack, lange Jahre als Pfarrerin bei den Waldensern und in der methodistischen Gemeinde in Mailand tätig. Fremdheit ist zum einen ihre eigene Erfahrung. Aber es ist in an-

derer Weise auch die Erfahrung ihrer Gemeindeglieder, die sich in ihrer Lebenswelt wie in ihrem gemeindlichen Umfeld mit ihrer Fremdheit auseinandersetzen müssen. Kirche lebt anders in einem anderen „fremden“ Umfeld. Allein schon der geographische Raum ihrer Tätigkeit in Norditalien überspannt ein Mehrfaches dessen, was wir hier gewohnt sind. Eine Substruktur ist unverzichtbar, Dorothee Mack spricht von Zonenverbänden und von Hauskreisen, die weit mehr sind als einem Ort der Begegnung und des Austauschs. Sie bilden selber so etwas wie eine Gemeinde, eine kleine Kirche.

Da sitzt zum anderen Maybritt Gustrau, Pfarrerin am Interkulturellen Kirchenzentrum der ChristusFriedenGemeinde in Mannheim. Sie spricht vom Aushalten des Dissenses, vom Bemühen, Heimat zu ermöglichen für Christinnen und Christen aus ganz unterschiedlichen Kontexten, arabisch, koreanisch, kamerunisch, äthiopisch und aus noch viel mehr Ländern, Traditionen und Theologien. Vertrauen ist wichtig und langer Atem. Es sind nicht einfach internationale Gemeinden, sondern Gemeinden unterschiedlicher Sprachen und Herkunft.

Ganz anders sind die Erfahrungen von Pfarrer In Jung aus Südkorea. Er hat seine kirchliche Heimat mittlerweile in der Badischen Landeskirche gefunden. Zuvor hat er in Südkorea Gemeinden mit sowohl enger als auch sehr offener theologische Prägung kennengelernt. Geprägt ist er von der Minjung-Theologie, einer im südkoreanischen Kontext beheimateten Be-

freiungstheologie, die auf politische und ökonomische Unterdrückungserfahrungen in seinem Land reagiert hat. Fremdheit ist Teil seiner Lebenserfahrung, weil er immer wieder die Erfahrung macht, dass sein Auftreten bei anderen zu Fremdheitsreaktionen führt – wenn es etwa in der Schule Erstaunen auslöst, dass er

Im Gespräch wird der Fremdheitsbegriff abgeschichtet, geschält wie eine Zwiebel

einen Schlüssel hat und mithin dazugehört. Es ist immer wieder das Mittel der Sprache, in dem sich

erlebte und zugesprochene Fremdheit, nicht selten verräterisch, artikuliert.

Anne Heitmann, Leiterin der Abteilung Mission und Ökumene der Landeskirche, hat schon im Verlaufe ihres Studiums in Brasilien Erfahrungen von Fremdheit machen können. Sie ist jetzt entscheidend für die kirchlichen „Außenbeziehungen“ verantwortlich, wobei sich dieses „Außen“ sowohl auf die Partnerkirchen bezieht, die in der weltweiten Ökumene verortet sind, aber gleichzeitig in großer Zahl auch auf die Menschen, die mitten in unserem Kirchesein vor Ort ihr Kirchesein in unserer allernächsten Nachbarschaft leben. Deren Fremdheit lässt sich nur in einem sehr weiten Spektrum erfassen und beschreiben.

Im Gespräch wird der Fremdheitsbegriff abgeschichtet, geschält wie eine Zwiebel. Nachfolgend einige der angesprochenen Aspekte!

Das fremde „System der anderen“: Abkürzungen, deren Sinn vorausgesetzt wird; Verhaltensweisen, die sich nicht von selbst erklären; Strukturen des Kircheseins, die den unseren nicht entsprechen, ihnen nicht selten widersprechen.

Das „fremde Verhalten der anderen“: Zungenreden, Schofarblasen, Kollektentanz, Gebetspraxis etc.. Andere Frömmigkeit bricht sich in anderen Zeichen, deren Sinngehalt ich entweder nicht verstehe oder deren Plausibilität nicht sofort einleuchtet – und doch zeigt sich in meiner Fremdheitserfahrung auf der anderen Seite nur die Begrenztheit, ja die Provinzialität des je eigenen Kirchseins.

Der Verzicht auf das Kreuzschlagen, so Anne Heitmann haben die Schwestern in Brasilien in der Weise aufgenommen, dass sie – zunächst – auch darauf verzichten. Fremdheit soll erspart werden, indem ich das „Befremdliche“ aussetze.

Die je unterschiedliche Praxis Pietatis legt konfessionelle Fremdheit offen. An den je unterschiedlichen liturgischen Sprachen seien Kirchen zu erkennen. Sie über Bord zu werfen, würde sie somit auch unkenntlich machen. Fremdheit gehört gerade in diesem Sinn auch unaufgebbar dazu.

Der „fremdheitsüberwindende Kraft“ gemeinsamen Essens: Immerhin hat der Kirchenkaffee mittlerweile in vielen Gemeinden Einzug gehalten. Aber Miteinander zu essen, meint noch einmal etwas anderes. Es hat eine gemeindebildende und Fremdheit relativierende Kraft. Im „fremden“, mir unbekanntem Essen kommt mir mein Gegenüber nah; im gemeinsamen Essen verliert die Fremdheit ihre durchaus auch Angst auslösende Kraft.

Die „Integration des Fremden in kirchliche Entscheidungsprozesse“: Die eben zu Ende gegangene Vollversammlung hat in der Tradition des Ökumenischen Rates eine Art der Fremdheitsüberwindung praktiziert, die auch kirchenpolitisch

wegweisend ist: das Konsensprinzip. Entscheidungen werden nicht einfach durch das Prinzip der Abstimmung mit Mehrheit gefunden. Sie ermöglichen auch der abweichenden Meinung Raum in der getroffenen Entscheidung. So kann das inszenierte Einverständnis aller Fremdheit überwinden.

In der sich weitenden Debatte tauchen die Begriffe „Befremdlichkeit“ und „Fremdenfeindlichkeit“ auf. In Mailand hat Dorothee Mack hier auch die Quelle von Konflikthaftigkeit unter Menschen mit unterschiedlichen Migrationsbiographien erlebt. „Manchmal hilft nur, von der Bibel her Klartext zu reden!“

Landesbischöfin Heike Springhart, die im weiteren Verlauf, zum Podium dazu kommt, plädiert dafür, „nicht aufzuhören, sich zu wundern“, um sich am Ende auch selber besser zu verstehen. „Auch wir wissen nicht einfach immer, wie es geht.“ Die Ordination verpflichte im Übrigen auf Schrift und Bekenntnis, nicht auf Ort oder Kultur. Worauf es gerade auch im Pfarramt nicht zuletzt ankomme, sei die theologische Sprachfähigkeit. „Eins sind wir nicht, weil wir uns alle einig sind!“ Die Einheit werde in Christus konstituiert.

Fremdheit wirkt im Übrigen nicht nur trennend. Darauf weist Dorothee Mack hin. Sie erinnert an die italienische Kultursteuertaxi, die die Waldenser, eigentlich aus einer Armutsbewegung hervorgegangen, auch von vielen Menschen zugeprochen bekämen, die gar nicht zu ihnen gehören, ihnen also fremd seien. Gerade trotz und in dieser Fremdheit wirkten sie aber attraktiv.

Nicht aufhören,
sich zu wundern

In Jung schätzt die Freiheit und Offenheit, die er als Pfarrer der Landeskirche hier erlebt. Die Landesbischöfin nimmt das zum Anlass, zu mehr Diversität auch im Pfarrdienst zu ermutigen. „Großartig, dass Sie hier Pfarrer sind!“, so Heike Springhart. Die Öffnung der Runde hin zu den Teilnehmenden im Saal, bringt einen weiteren Aspekt hinzu. Fremdheit ist nicht nur eine Frage des langen Atems und des guten Willens. Die Überwindung von Fremdheit kann auch scheitern. Auch deshalb ist sie ein wesentliches Erkennungszeichen kirchlicher Existenz. Scheitern zu können, ist eine menschliche Urerfahrung. Für den christlichen Glauben ist der Umgang mit unserer Verwundbarkeit zentral.

Was bleibt am Ende? Fremdheit mag uns als Thema „fremd“ bleiben. Aber gerade weil es unseren Ansprüchen und Erfahrungen gegenüber „quer“ daher kommt, schafft es keine christliche Spielart des „Querdenkertums“. Vielmehr hält es die bleibende Diaspora-Situation kirchlicher Existenz in Erinnerung, die sich erst dann auflöst, wenn Gott alles in allem sein wird. Bis dahin gilt es, in bleibender Fremdheit „Oasen der Heimat“ zu finden. Begrenzt und auf Zeit. Aber genau darin die Überwindung der Fremdheit vorwegnehmend.

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

Es gilt, in bleibender Fremdheit „Oasen der Heimat“ zu finden

Ordinationsjubilareinnen und -jubilare

10 Jahre



25 Jahre



40 Jahre



50 Jahre



60 Jahre



Impressionen vom Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer



Albert Käuflein



Dekan Hubert Streckert



Landesbischöfin
Heike Springhart

Kirchenrätin Anne Heitmann

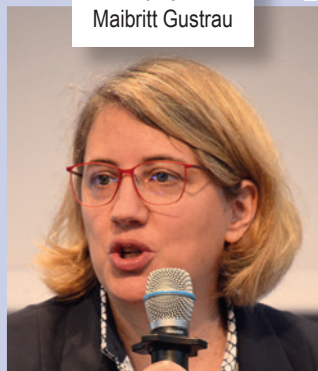


Pfarrerin
Maibritt Gustrau

Pfarrer In Jung



Pfarrerin
Dorothee Mack



Kooperationsräume, kirchliche Präsenzen und die Ortsgemeinden – ein Diskussionsbeitrag

■ **Die beiden Dekane Dr. Christoph Glimpel vom badischen Enzkreis und Dr. Martin Reppenhagen von KA-Land nehmen in ihrem Diskussionsbeitrag Bezug auf den Artikel von OKR Matthias Kreplin „Kirchenbilder im Strategieprozess“ in den Badischen Pfarrvereinsblättern 8-9/2022 (S. 306–312), weisen auf die Probleme des im Artikel von Kreplin leitenden Kirchenbildes hin und skizzieren ein alternatives an CA 7 orientiertes Bild von Gemeinde.**

Die Landeskirche nimmt die Wandlungsprozesse in unserer Gesellschaft sowie die geringer werdenden Finanzmittel ernst und hat daher einen ambitionierten Transformations- und Reduktionsprozess auf den Weg gebracht. Dabei soll es nicht nur um notwendige Sparmaßnahmen, sondern um zukunftsweisende Veränderungsprozesse gehen. Dieses vorausschauende Handeln ist zu begrüßen.

Die geplanten Veränderungsprozesse nehmen dabei die Gestalt eines Paradigmenwechsels auf, in dessen Zuge Abschied von einem als überkommen angesehenen Kirchenbild genommen wird und ein neues Kirchenbild an dessen Stelle tritt. Damit dieser angestrebte Paradigmenwechsel auf eine breite Basis der Akzeptanz treffen kann, halten wir eine entsprechende Beteiligung

sowie Diskussion auf allen Ebenen für sinnvoll. In diesem Sinne verstehen wir den nachfolgenden Text als einen Diskussionsbeitrag.

„Vielleicht wird es ... einmal in der Grundordnung der badischen Landeskirche heißen: Die Landeskirche baut sich von den Kooperationsräumen her auf.“ Mit diesen Worten hat Matthias Kreplin die kirchentheoretische Tendenz des derzeitigen Strategieprozesses unserer Evangelischen Landeskirche in Baden auf den Begriff gebracht. In den Gemeinden unserer Kirchenbezirke ist diese Tendenz kritisch aufgenommen worden. Solche Kritik gerät leicht in den Verdacht, Ausdruck einer Veränderungsresistenz zu sein, die dem fraglos notwendigen Wandel im Wege steht bzw. diesen verzögert. Die Frage ist aber, ob die Gestalt des Wandels so sein muss.

Für die Diskussion um die Ortsgemeinde als bisherigem Grundmodell von Kirche finden wir es wichtig, zwischen Gemeinde als geistlicher Gemeinschaft, die sich regelmäßig um Wort und Sakrament versammelt, und Gemeinde als durch das Parochialsystem bestimmte Ortsgemeinde zu differenzieren.

Die beiden Größen können, müssen aber nicht in eins fallen. Wir halten die konkrete geistliche Gemeinschaft, die im Sinne von Apg 2,42 oder auch im Sinne von CA 7 zusammenkommt, für den Grundbaustein

In den Gemeinden unserer Kirchenbezirke ist diese Tendenz kritisch aufgenommen worden

von Kirche und sehen auch international kaum etwas anderes. So wird man etwa in den USA nicht selten gefragt: „Which church do you attend?“ Zu übersetzen wäre dies mit: „In welche Gemeinde gehst du?“ Also letztlich: Wo gehst du in den Gottesdienst, zu welcher christlichen Gemeinschaft gehörst du? Die Zugehörigkeit vermittelt sich durch Besuch einer konkreten Gemeinde und ihres Gottesdienstes. „Church“, das ist Kirche und das ist Gemeinde zugleich, weil Kirche konkrete Gottesdienstgemeinschaft ist: Gemeinschaft der Gläubigen, unter denen das Evangelium gepredigt wird – oder, um es mit den Worten der Apostelgeschichte zu beschreiben: „Die Menschen, die zum Glauben gekommen waren, trafen sich regelmäßig und ließen sich von den Aposteln unterweisen. Sie lebten in enger Gemeinschaft, brachen das Brot miteinander und beteten.“

Zur Darstellung kommt die geistliche Gemeinschaft im Gottesdienst. Dessen Krise ist für Matthias Kreplin Beleg für die Krise der Parochie. Nun wird man nicht übersehen können, dass nur ein Bruchteil der Evangelischen an einem Sonntagvormittag zum Gottesdienst kommt. So mag es nicht verwundern, dass die EKD-Studie zum Gottesdienst von 2019 durchaus den Sonntagsgottesdienst als angezählt wertet und das Augenmerk auf Gottesdienste von Fall zu Fall wie Kasual- oder Schulgottesdienste legt. Doch ein Blick in die neue Stuttgarter Gottesdienst- und Gemeindestudie von 2022 legt nahe, dass

Gottesdienste gerade im freikirchlichen Kontext sehr erfolgreich sind – und das ausgerechnet am Sonntagmorgen, Gottesdienste erleben da Wachstum, wo in ihnen schriftbezogen und lebensrelevant gepredigt sowie zeitgemäß gefeiert wird. Hinzu kommt die öffentliche Wahrnehmung, die kirchliche Präsenz sehr wohl mit dem Gottesdienst identifiziert. Schließlich werden einer Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD aus dem Jahre 2013 zufolge lediglich die Gottesdienste als eindeutig religiöse Aktivitäten der Kirche identifiziert – gerade die genu-

Ob damit jedoch gleich der Schwanengesang über die Ortsgemeinde als Grundbaustein von Kirche angestimmt werden muss, wollen wir anfragen

in religiöse Kommunikation ist aber der Lebenskern von Kirche, ohne den auch die Motivation zum gesellschaftlichen Engagement schwindet.

Church, Gemeinde als geistliche Gemeinschaft, wie sie von der Apostelgeschichte sicher auch mit normativen Absichten erzählt wird, ist nun zu unterscheiden von der deutschen Ortsgemeinde, der Parochie. Die Zugehörigkeit richtet sich hier nicht nach der Entscheidung der Einzelnen, sondern nach dem jeweiligen Wohnort. Dass dies nicht mehr in dem Maße in unsere von Mobilität, Flexibilität, Pluralität und Individualisierung geprägte Zeit passt, leuchtet ein.

Was diese Kritik am Parochialsystem anbelangt, können wir Matthias Kreplin durchaus zustimmen. Ob damit jedoch gleich der Schwanengesang über die Ortsgemeinde als Grundbaustein von Kirche angestimmt werden muss, wollen wir anfragen. So kann festgehalten wer-

den, dass die Mehrzahl der benannten kirchlichen Präsenzen auch weiterhin in den Ortsgemeinden geschieht. Und angesichts der Entdeckung des Sozialraums und dem zunehmenden Interesse an einem Quartiermanagement hat die Kirche ein beachtliches Netz von Ortsgemeinden, die bereits jetzt gut vernetzt sind, was sich nicht zuletzt in der Arbeit mit Flüchtlingen zeigt.

Im Übrigen kommt es bei näherer Betrachtung zwar zu einer Relativierung der Ortsgemeinden, aber formal gesehen gerade nicht zu einem Abschied vom Parochialsystem. Wir glauben, dass mit dem neuen „Paradigma“ der Kooperationsräume mit ihren kirchlichen Präsenzen das Parochialprinzip nur auf eine neue räumlich-organisatorische Ebene gehoben, dass es also mit anderen organisatorischen Mitteln fortgesetzt wird. Wie beim System der Parochialgemeinden geht es um eine Abdeckung der Fläche: „Über die ganze Fläche des Kooperationsraumes wird versucht, Kirche präsent zu halten“. Und: Es soll weiterhin „Kirche als Ganzes zur Darstellung“ gebracht werden durch das Netzwerk der kirchlichen Präsenzen im Kooperationsraum. Weiterhin sollen also gesamte Fläche und gesamtes Angebot abgedeckt werden – nun aber eben auf der Ebene des Kooperationsraumes, weil die Ortsgemeinden dies nicht mehr leisten können. So ist formal gesehen der Kooperationsraum die Verlängerung des überkommenen Parochialsystems in eine Zukunft, in der dasselbe eben nicht mehr von den Orts-

gemeinden geleistet werden kann. Aber was genau soll geleistet werden?

Sollte es Anspruch der Ortsgemeinden sein, die gesamte Palette des Kircheseins zu bieten, so wird dieser Anspruch auf die Ebene des Kooperationsraumes transferiert. Hier soll „Kirche als Ganzes“ zur Darstellung kommen, wobei schwer zu ergründen ist, was genau „Kirche als Ganzes“ sein soll. Denn der Begriff bestimmt sich von der faktischen Fülle der kirchlichen Präsenzen her, und dieser Begriff ist in der Tat sehr weit. Weit ist er, weil es kein klares theologisches Kriterium gibt, unter dem er anwendbar ist. Kirchliche Präsenz ist das, was von der Kirchenorganisation verantwortet oder mitverantwortet wird. Der Begriff der kirchlichen Präsenz hat damit kein ekklesiologisches, sondern nur ein organisationstheoretisches Fundament.

Wir fragen an, ob sich zur eher assoziativen Auflistung von kirchlichen Präsenzen, für die man nur staunend dankbar sein kann, theologische Kriterien gesellen müssen. Denn ohne diese entsteht leicht der Eindruck, dass sie alle irgendwie gleich wichtig sind. Doch wenn irgendwie überall Kirche ist, könnte es passieren, dass nirgendwo Kirche mehr so richtig ist. Müsste hier nicht gefragt werden, welche kirchlichen Präsenzen dazu führen, dass Menschen Christen werden und bleiben? Man wird ja durchaus fragen dürfen, nach welchen Kriterien zukünftig landeskirchliche Finanzmittel zur Verfügung gestellt werden.

Der Kooperationsraum ist die Verlängerung des überkommenen Parochialsystems


Gerade die Auflistung lässt die theologische Definition von Kirche bzw. Gemeinde als „Versammlung der Gläubigen, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden“, zu einer Option unter anderen werden: Kirchliche Präsenzen können von starken geistlichen Gemeinschaften getragen werden, sie müssen es aber nicht. Wir halten das nicht nur theologisch für problematisch, sondern auch für eine Überforderung in einer Zeit, da wir doch eigentlich sparen und konzentrieren müssen. Gerade jetzt wäre eine schlanke theologische Definition von Kirche im Sinne von CA 7 überaus hilfreich: Wo Gemeinschaft und Verkündigung sind, da geschieht Kirche in ihrer Fülle.

Und hier sehen wir auch weiterhin die zentrale Bedeutung der Ortsgemeinde als einem Ort komplexer Vernetzungen, deren Wert für einen nachhaltigen Loyalitätsaufbau von Kirche nicht zu unterschätzen ist. So teilen wir die Einschätzung, dass es „hinsichtlich des langfristigen Loyalitätsaufbaus in den Ortsgemeinden (...) kaum eine effektivere Maßnahme zur Schwächung der Finanzkraft der Kirchen geben [dürfte] als die systematische Schwächung von Ortsgemeinden“ (Günter Thomas). Dass es hier zu weiteren Gemeindemodellen kommen und sich die Ortsgemeinden selbst wandeln müssen, soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Doch diese in einen nach Organisationskriterien gestalteten Kooperations-

Ortsgemeinden in einen nach Organisationskriterien gestalteten Kooperationsraum aufzulösen, ist nicht zukunftsweisend

raum aufzulösen, erscheint uns nicht zukunftsweisend. Vielmehr sehen wir darin die Herausforderung, bei klarer Stärkung einer regionalen Zusammenarbeit in den Kooperationsräumen, die ja nicht zuletzt durch die notwendigen Sparmaßnahmen ein wichtiger Schritt sind, die Parochien sowie weitere Gemeinde- bzw. Gemeinschaftsformen von Kirche zu stärken, zu fördern und neu entstehen zu lassen. So verstanden hätte der Grundsatz vom Aufbau der Landeskirche von den Gemeinden her auch weiterhin Bestand, auch wenn die Gemeinde nicht notwendigerweise mit der Parochie gleichzusetzen ist.

Ob es sich beim Modell der Kooperationsräume um ein substantiell neues Paradigma handelt, erscheint uns noch in anderer Hinsicht fraglich. Denn auch inhaltlich orientiert sich das Paradigma der Kooperationsräume an der überkommenen Kirchlichkeit in unserem deutschen Kontext. Aufgewertet werden nämlich nicht die Gemeinden, die international doch die Regel sind, sondern Formen, die auf der Kooperation mit dem Staat basieren und von Professionellen (Hauptamtlichen) getragen werden: Religionsunterricht und Diakonie. Man sollte hier besser von staatskirchlichen statt von kirchlichen Präsenzen reden. Ferner werden die Kasualien genannt, die sich zu großem Teil noch von Resten einer selbstverständlichen Kirchlichkeit nähren. Hier ist genauso mit einem Rückgang zu rechnen wie im Bereich der Zusammenarbeit von Kirche und Staat zukünftig ganz gewiss nicht



von Vertiefungen ausgegangen werden kann. So setzt das Modell der Kooperationsräume und der Kirchlichen Präsenzen also nicht nur formal, sondern auch inhaltlich die Form staatsanaloger und traditioneller Kirchlichkeit fort, ja wertet die Kirchenorganisation sogar noch auf. Denn ein klares theologisches Kriterium dafür, was denn Kirche sei, wird ersetzt durch die formale Bedingung, dass die Kirchenorganisation Verantwortung oder Mitverantwortung trägt für bestimmte Angebote und Aktivitäten. Aber nicht die Organisation sollte ihre Inhalte definieren, sondern die Inhalte definieren die Organisation: Wo Gemeinschaft ist und das Evangelium verkündet wird, da ist Kirche.

Kirche in diesem theologisch gehaltvollen Sinne lässt sich gewiss auch im strukturkonservativen Modell der Kooperationsräume realisieren. Das EKD-weit bereits bekannte Konzept der regiolokalen Kirchenentwicklung zeigt, wie innovativ eine engere Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden gedacht werden kann. Wichtig und unverzichtbar scheint es uns jedenfalls zu sein, die Debatte um das, was Kirche ist und leisten soll, auf breiter Basis zu führen und gut zu überlegen, welche Ausgestaltung der Kooperationsräume wirklich zukunftsträchtig ist.

■ Christoph Glimpel, Neulingen,
und Martin Reppenhagen, Ettlingen

Zwischenruf zum Strategieprozess ekiba 2032

■ Auf den gleichen Artikel von OKR Kreplin reagiert auch eine Leserschrift von Hans-Georg Badelt, Pfr.i.R. aus Gaggenau. Er lenkt mit seinen Beobachtungen auf die pastoraltheologischen Implikationen des Kirchenbegriffs von Kreplin

Es ist richtig, dass die Organisation unserer Kirche regelmäßig überprüft wird. Das hat man in den vergangenen Jahrzehnten versucht; zuletzt 2020 mit den zwölf Leitsätzen der EKD-Synode. Nun versucht man es in unserer Landeskirche mit dem Strategiepro-

zeß wieder. Es werden immer dieselben Personen angesprochen: Pfarrer und Kirchengemeinderäte, die hoffentlich in der vorgesehenen Zahl vorhanden sind, dazu Dekane und Bezirkssynoden. Man kann sagen: Das muss so sein.

Ich möchte den Blick mehr auf „Kirche von unten“ lenken, auf die Basis. Dabei scheint es mir notwendig zu sein, über unsere landeskirchliche Grenze hinauszuschauen. Auch auf unsere leidende Schwesterkirche dürfen wir schauen, die seit Jahrzehnten einen einschneidenden Priestermangel hat.

Wo ist die Basis unserer Kirche? Da ist Matthäus 18,20 maßgebend: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Da ist Gemeinde und Kirche.

Ich möchte den Blick mehr auf „Kirche von unten“ lenken, auf die Basis

Es ist zu begrüßen, wenn Kirchen und Gemeindehäuser weit offen sind für Menschen

Ein junger Mann bestand sein Religionsabitur (mit Note 1) mit dem Thema „Neue Medien als Chance für die Kirche“. Er ist der Meinung: Wenn sich diese zwei oder drei Menschen elektronisch zusammenfinden, dann ist da Kirche. Er selbst würde das sogar vor einem traditionellen Gottesdienst mit hohem Altersdurchschnitt der Teilnehmer vorziehen. Ein zuhörender Kollege widersprach dieser Meinung.

Meiner Meinung haben sowohl der Abiturient als auch diejenigen Recht, denen das nicht genügt, die sagen: Eine volle Gemeinschaft entsteht besser von Angesicht zu Angesicht.

In „Zeitzeichen“ (2018 oder 2019) hat jemand vorgeschlagen, Gottesdienste als Tankstellen für religiöses Auftanken anzubieten; der Aufbau verschiedener eigener Gemeinden würde sich dann erübrigen. Darauf wurde geantwortet, dass doch bei uns und anderswo z. B. die Musik ein wichtiger Bestandteil der Gottesdienste ist, Chor, Posaunenchor und andere Gruppen. Um diese und andere Bestandteile und Momente unserer Gottesdienste aufzubauen, braucht es Gemeinde. In vielen Gemeinden, z. B. in Afrika und USA, darf der Chor nicht fehlen.

Ein Wort zu den Gebäuden. Es ist zu begrüßen, wenn Kirchen und Gemeindehäuser weit offen sind für Menschen, auch für kirchenferne Menschen und nicht-kirchliche Gruppen, damit diese Gruppen die Häuser mittragen. Für

Kantoren gilt, mit anderen Chören und Musikvereinen sowie mit Schulen zusammenzuarbeiten. Und wenn dann ein Singpiel zu David oder Abraham mit einer Grundschule zusammen aufgeführt wird und dann Mütter mit Kopftuch in der Kirche erscheinen, sehe ich das als Gewinn für alle an.

Aus Bräunlingen wurde berichtet (ekiba intern), dass die Diasporakirche an einen großen örtlichen Gesangverein abgegeben, verkauft wurde. In Ordnung. Mir stellt sich die Frage, ob es in Bräunlingen doch die zwei oder drei Christen gibt, die sich einmal am Ort treffen wollen, z. B. um den Weltgebetstag mit den Katholiken zu begehen, oder zu anderen Gelegenheiten. Sicher sind die Evangelischen nach Hüfingen eingeladen. Aber bei den meisten Zusammenlegungen verschwindet mindestens eine Gemeinde. Und wo bleiben Gemeindeglieder, die sich doch lieber am Ort treffen möchten? Übrigens unsere Gemeinschaften – Liebenzeller und AB – finden immer Zeit und Orte für ihre Treffen – ohne Pfarrer.

Zu uns Pfarrern: Ich meine, dass gut ausgebildete Theologen weiter eine notwendige Bereicherung für Kirche und Gemeinden sind und bleiben sollen. Aber auch unsere landeskirchlichen Gemeinden müssen zugerüstet werden, ohne Pfarrer Andachten und Gottesdienste, meist „Wortgottesdienste“ zu halten. Das geschieht auch schon. Und vor etwa 35 Jahren hat unsere Landeskirche an alle Gemeinden ein Blatt verschickt mit der Anleitung, was zu tun ist, wenn der Pfarrer ausfällt (Corona!).

Wir schauen über die Grenzen unserer Landeskirche. Wegen des Priestermangels leben viele katholische Gemeinden ohne Priester. Aber es werden Andachten und Gottesdienste gehalten. Oft sind Frauen und Frauengruppen die Träger und Leiter dieser Gottesdienste. Dazu hat das Erzbistum Freiburg den Verantwortlichen, den potentiellen Leiterinnen und Leitern einen Liturgiekurs angeboten.

Wie sieht es überm Rhein aus? Im 16. Jahrhundert haben sich die Lutheraner im Elsass dem französischen König, gleichsam als ihrem Bischof, unterstellt. Die Pfarrer wurden dann bezahlte Staatsbeamte – mit Amtseid. „Kirche ist dort, wo der Staat einen Pfarrer bezahlt; wieviele Gemeindeglieder dazugehören, ist unbekannt und spielt auch keine Rolle – außer es gibt Listen für die Innere Mission“. So berichtet 1994 ein elsässischer Kollege im Pfarrkonvent. Mit dieser Art von Kirche könnte ich nicht leben. Das ist das Gegenteil einer Kirche, die von den Gemeindegliedern, den Menschen her denkt und lebt.

Anders sieht es bei der ERF (Eglise Réformée de France) aus, die auch im Elsass gut vertreten ist. Die französische reformierte Kirche, die Jahrhunderte im Widerstand gelebt hat, ist immer sehr demokratisch aufgebaut gewesen. Dadurch haben die Ältesten eine besondere Aufgabe. In vielen Gemeinden ist dann ein Gottesdienst ohne Pfarrer (der von der Gemeinde bezahlt wird) kein Problem. Zwischenbemerkung: Ich rechne damit, dass Dorfgemeinschaften ihre Kirche – Zusammenlegung der Gemeinden hin

oder her – nicht hergeben wollen, auch wenn längst kein Pfarrer mehr vor Ort ist. Sie werden dann die Kirche als Raum für bestimmte Zwecke nutzen. Es stellt sich mir die Frage, ob auch – vielleicht in Abständen – Andachten oder evangelische Veranstaltungen dort stattfinden, ob sich dazu Christen einfinden.

Zusammenfassung:

Es ist gut, wenn die Gemeindeglieder unserer Gemeinden ihre Zusammenkünfte in Zukunft nicht von der Anwesenheit eines Pfarrers abhängig machen. Es ist gut, wenn darauf vorbereitet wird. Es ist wünschenswert, dass sich – nicht nur in „Gemeinschaften“ – Gemeindeglieder finden, die sich zutrauen, mit Bibel und Gesangbuch umzugehen, die sich dann zutrauen, Andachten oder „Wortgottesdienste“ zu halten. Eine Zusrüstung dieser Menschen ist wünschenswert und notwendig (siehe Liturgiekurs). Räume kann man ja auch mit der Katholischen Gemeinde gemeinsam nutzen.

■ Hans-Georg Badelt, Gaggenau

Es ist gut, wenn die Gemeinden ihre Zusammenkünfte nicht mehr von der Anwesenheit eines Pfarrers abhängig machen

Karlsruher Entzugserscheinungen

■ **Gottfried Spieth ist Pfarrer im schweizerischen Diessenhofen und hat mit Kolleg:innen aus der Schweiz an der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Karlsruhe teilgenommen. Im Folgenden schildert er seine persönlichen Eindrücke dieser für Karlsruhe bisher einmaligen Veranstaltung.**

1 Einzug in Jerusalem

Die ersten Septembertage waren außergewöhnlich: Rund 4000 Abgesandte aus weltweit 352 Kirchen, die über eine halbe Milliarde Christen repräsentieren, sangen und beteten im Glauben an den dreieinigen Gott. Sie taten dies in der badischen Metropole Karlsruhe, die für einige Tage zum Kristallisationszentrum der Weltchristenheit wurde. Hier fand vom 31. August bis 8. September die elfte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen ÖRK statt. Das ist der Dachverband weltweit fast aller evangelischen und orthodoxen Kirchen mit Sitz in Genf; die katholische Kirche hat einen Beobachterstatus, den sie mit bienenfleißiger Präsenz ausfüllt.

Jetzt, da ich aus vertrauter badischer Heimat wieder zurück bin in meiner Gemeinde Diessenhofen bei Schaffhausen, leide ich unter Entzugserscheinungen. Was war das Besondere in der Karlsruher Schwarzwaldhalle samt dem riesigen Festzelt? Die mitreißende Wucht der Lieder aus unterschiedlichsten Quellen? Uralte Segensgebete? Predigten, Bibelarbeiten, Debatten? Dies alles erlebte ich. Und noch mehr davon. Eine wogende

Gruppendynamik, durchströmt von heiterer Frömmigkeit, verschmolz im Hier und Jetzt unter dem Motto: „Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt.“ Mit Zuversicht wurde die Einheit des Christentums und der Weltgemeinschaft beschworen – ein überwältigendes Zeugnis von Katholizität im besten Sinne des Wortes.

Der Name Jesu und seines himmlischen Vaters wurde fortlaufend gepriesen, während zahllose Teilnehmer sich bekreuzigten oder segnend die Hände erhoben. Es war wie beim Einzug in Jerusalem: Der König aller Könige und Herr aller Herren wurde willkommen geheißen. Zu seinen Ehren erscholl aus Tausenden von Kehlen ein Halleluja. Orthodoxe Griechen, Serben, Rumänen, Bulgaren, Ukrainer, Russen, Georgier, Armenier, Syrer, Palästinenser, Ägypter und Äthiopier bildeten in schwarzen Roben, roten Schals und goldenen Umhängekreuzen einen lebenswürdigen Gegensatz zu buntfarbenen gekleideten Christen aus der Karibik und Lateinamerika, die den unbändigen Wunsch nach sozialer Befreiung in die Versammlung einspeisten. Sie prägten mit Combo und Samba den Musikstil bei Morgen- und Abendandachten. Sie taten das zusammen mit Gläubigen aus Afrika, Asien, Ozeanien. Wir europäischen und nordamerikanischen Protestanten ließen uns davon mitreißen.

2 Macht des Heiligen

Das Ereignis hatte sakrale Magnetwirkung. Die Sogkraft war unwiderstehlich.

Das schwunghafte Element war stark und die Menge locker gestimmt in diesem Rhythmus, da man immer mit muss. Hat sich hier eine christlich durchpulste Globalisierung Bahn verschafft mit Urgewalt? Reformierte, lutherische, unierte, anglikanische, freikirchliche, orthodoxe, katholische Abordnungen aus aller Herren Länder trafen ein, unterfüttert von Taizeklängen, französischen und spanischen Chansons, lautmalerischen Trommeln aus der Karibik und klassischen Chorälen deutscher Tradition.

Der Glaube der Teilnehmer war tragfähig ausgebaut, konservativ geformt, offen für moderne Lebenswelten. Das Bekenntnis zum dreieinigen Gott in Gestalt altkirchlicher Bekenntnisse von 325 und 381 bildete den Generalbass, über dem sich verschiedenartige Melodien frei aufschwingend entfalteten, in geheimnisvoller Harmonie vereint. Gottesfurcht stand überragend hoch im Kurs: Kein einziges überhebliches oder snobistisches Wort gegen Gott und seine Kirche war vernehmbar. Sondern Ehrfurcht vor dem Heiligen in Gebet, Gesang, Predigt. Dass ich mich in einem derart respektvollen religiösen Ambiente bewegen durfte, war das herausragend Angenehme dieses Karlsruher Aufenthalts, der mich beflügelte.

Das Treffen war eine glückliche Mischung aus urwüchsiger Kraft und gesteigerten Erwartungen – wie bei einem energiegeladenen eleganten Überflieger, der sich über die Niederungen des Alltags erhebt. Dazu passt, was mir ein Kollege aus Graubünden sagte, den Sinn der Tagung erfassend: Jeder Christ soll lernen, geist-

lich zu fliegen und die Erdschwere zu überwinden, um fortlaufend neue Erfahrungen mit Gott zu machen.

3 Überlieferung und Fortschritt

Hoffentlich war das kein Abgleiten vom Pfad der Tugend? Kein Verlust von Maß und Mitte? Wo blieben bloß die klugen Wächter? Wo waren die historisch-kritischen Bedenkensträger? Wo versteckte sich der theologische Freisinn des südwestdeutschen Kulturraums mit seinem genauen Blick auf Sollbruchstellen religiöser Systeme? Mit nüchternem Sinn für das, was handhabbar ist? Mit pragmatisch undogmatischen Sprachbildern, die auf gerechtfertigte Bürgerlichkeit zielen? Diesen Liberalismus musste man mit der Lupe suchen. Nur in homöopathischer Dosis war er anwesend. Und wenn er aus der Versenkung auferstand? Dann wurde er frisch, fromm, fröhlich untergebuttert und eingebacken in den innigen Segensüberschwang, der von der überwältigenden Menge aus der zweiten und dritten Welt ausströmte mit Wucht. Nicht die Freiheit der Gedanken stand im Mittelpunkt. Sondern die Freiheit des Gefühls, das höher zu sein schien denn alle Vernunft, ja fast schon entrückt entschwebte.

War das eine Ausgeburt des Schwärmeriums? In der Tat konnte der Eindruck entstehen, als surfe die Vollversammlung im Bewusstsein ihrer weltweiten Bedeutung auf superbreiten Wellen. Als erprobe sie ausgelassen die Spiel- und Flugräume ihrer Frömmigkeit. Doch in aller Experimentierfreude wurde der Ursprung nicht vergessen, dem diese Bewegung ihre Energie verdankt. Dieser Ursprung wurde

hoch in Ehren gehalten. Denn er liegt in einer Vergangenheit, die nicht vergehen kann. Die nachhaltig weiterwirkt im Fluge der Zeiten. Karlsruhe führte dem Beobachter in größtmöglicher Anschaulichkeit vor Augen: Fortschritt ist gegründet auf einem Pol, der in sich ruht.

Von dieser Erkenntnis ließ sich offenbar auch Heinrich Bedford-Strohm leiten, evangelisch-lutherischer Landesbischof von Bayern und vormals Ratsvorsitzender der EKD. Ehedem auf dem Jerusalemer Tempelberg noch übertrieben vorsichtig auf sein Amtskreuz verzichtend, fand er in Karlsruhe zu einer ihm auf den Leib zugeschnittenen Rolle: Er wurde zum Moderator des Zentralausschusses des Weltkirchenrates gewählt. Damit übernimmt er die Aufgabe eines Lordsiegelbewahrs der Ökumene. In dieser Eigenschaft lud er die Versammlung mit frohem Nachdruck zu einem überkonfessionellen Fest ein, das 2025 stattfindet im Gedenken an die 1700-jährige Wiederkehr des Konzils von Nizäa.

Eingebettet in diese Orientierung an den Ursprüngen gab es enthusiastische Ausbrüche mit hämmernden Rock-Elementen und feuerflammer Predigt, dargeboten von einer pfingstlichen Gruppe. Da wirkten Orgel und klassischer Chorgesang ungleich beruhigender, wodurch die ausufernde Begeisterung wieder auf menschliches Normalmaß heruntergebrochen wurde. Ebendies geschah mit Hilfe der Anglikaner. Sie hinterließen den ausgewogensten Eindruck im Kontrast von Ost und West, Nord und Süd. Dank ihrer ausbalancierten Haltung vermochten sie

wohltuend zu vermitteln zwischen Charisma und Amt, liturgischer Beweglichkeit und altkirchlichem Bekenntnis, mobiler Aufbruchstimmung und geordneter Frömmigkeit.

Bezeichnend fand ich die Ausführungen des Erzbischofs von Canterbury. Justin Welby brillierte durch seine schriftwortgesättigte, väterlich stimmige Predigt. Außerdem schaffte er es, in ein Gerüst aus Bibelworten ansatzlos Begriffe einzubauen, die den modernen Zeitgeist atmen. Aus seinem Munde wirkte es wie aus einem Guss. Fast zu schön, um wahr zu sein? Mittlerweile füllte er die vielleicht wichtigste Rolle seines Lebens aus: und zwar bei den Begräbnisfeierlichkeiten im Gedenken an die verstorbene Königin, die zugleich geistliches Oberhaupt (supreme governor) der anglikanischen Weltgemeinschaft war. Ist ihr Heimgang einen Tag nach Ende des ökumenischen Treffens nicht ein Hinweis auf höhere Ziele der Menschheit?

4 Kirche der Völker

Angesichts einer so großen schöpferischen Ausstrahlung der Weltchristenheit kommt doch wohl nur der Heilige Geist als Urheber in Frage? Er äussert sich ja mit Vorliebe als Geist jesuanischer Geselligkeit und Leutseligkeit. Oder auch als Geist ethnisch homogener Gemeinschaften? „Völker sind Gedanken Gottes“, versichert Johann Gottfried Herder (1744–1803) in Übereinstimmung etwa mit 5. Mose 32:8, Psalm 7:8, 45:18, 86:9, 96:3.13, 117:1 oder auch Apostelgeschichte 17:26.

Und was für Völker gilt, gilt doch wohl auch für die Kirchen dieser Völker? Bei-

de sind nicht zufällig entstanden, sondern geschichtlich gewachsen. Ist die Weltgeschichte also ein Werk des göttlichen Lebensgeistes, der das Werden der Völker und Volkskirchen über die Zeiten hinweg begleitet, befeuert, ausbremst, verbessert, vervollständigt? Genau diesen Eindruck gewann ich bei der Betrachtung der Mitchristen aus südlichen und östlichen Weltgegenden. Ihre naturwüchsige Frömmigkeit, Kleidung, ihr Habitus, die bodenständige Aura ihrer Herkunftsländer wirkten anziehend. Ihr Denken und Handeln, Feiern und Reden, Singen und Beten erschienen organisch verwoben mit Natur und Geschichte.

Darüber freute ich mich von Herzen. Aber auch mit Wehmut. Fehlt uns Deutschen nicht jene Unbefangenheit, die sie auszeichnet im Umgang mit dem Mutterboden der Überlieferung? Es kam mir vor, als würden volkikirchliche Empfindungen – uns im deutschsprachigen Raum ziemlich abhanden gekommen – urplötzlich aus der Versenkung auftauchen. Diese volkikirchlichen Zusammenhänge sah ich nun in einem weltweit vergrößerten Maßstab aufleuchten. Womöglich noch freundlicher, schöner, heller, weiter, als ich sie früher in der eigenen Heimat kannte?

In Karlsruhe wusste ich mich eingebettet in die vertrauensselige Gläubigkeit der außereuropäischen Lebenswelt, die sich wellenförmig ausbreitete. Worin ruht die Stärke jener Spiritualität? In ihrer naturwüchsigen Eigenart? Oder auch darin, dass sie wenig von neuzeitlicher Religionskritik belastet ist? Sie ist ja nicht erfasst von der Emanzipationsbewegung,

die in West- und Mitteleuropa seit bald 250 Jahren flächendeckend gehegt und gepflegt wird von kirchenkritischen und post-christlichen Netzwerken. Auf der Karlsruher Tagung schien es, als entwickelten Christinnen und Christen aus südlichen und östlichen Ländern tiefere und sensiblere geistliche Empfindungen als wir in der Mitte Europas. Ich gehe so weit und frage: Haben jene Gläubige gegenüber uns ein spirituelles Plus? Weil sie die Wirklichkeit ganzheitlicher wahrnehmen, als wir es vermögen mit aufgeklärter Brille und rationalem Raster?

5 Ecclesia supplet

Während der Versammlung bewegte man sich aufeinander zu. Es fand eine wechselseitige Interaktion statt. Dabei hatten zunächst Orthodoxe aus verschiedenen Herkunftsländern die Nase vorn. Und zwar zusammen mit asiatischen, ozeanischen, afrikanischen, lateinamerikanischen Protestanten. Was dogmatischen Inhalt und festlichen Vollzug des Glaubens betrifft, gab diese große Koalition aus dem Osten und Süden den Takt an, dem sich der Rest der Welt aus dem Westen und Norden anschloss. Europäer und Nordamerikaner blendeten um des großen Ganzen willen ihre skeptischen Einwände aus. Und erlitten dabei keine wirklichen Verluste. Denn sie hatten ja auch ihre Aufgabe in dieser wechselseitigen Verflechtung: Bei sozialetischen und gesellschaftspolitischen Anliegen gaben sie die Richtung vor.

Darauf wussten sich dann wiederum die Gläubigen aus südlichen und östlichen Richtungen bestens einzustellen. Sie taten das in der ihnen eigenen Un-

kompliziertheit locker vom Hocker. Diese Themen fassten sie als Steilvorlage auf, um ordentlich Dampf abzulassen. Des Öfteren wurde der erhobene Zeigefinger gezeigt. Und zwar von Minderheiten, die sich als Opfer von Mehrheiten empfanden. Speziell Frauen und Jugendliche kämpften um gesteigerte Aufmerksamkeit. Sie wurde ihnen von der Tagungsleitung mit Sympathie gewährt. Unbequeme moralische Forderungen wurden lauthals vorgebracht im Plenum, fragwürdige Autoritäten scharf verurteilt. Die Hegemonie des Kapitals und der von ihm befeuerten imperialen Kräfte stand auf dem Prüfstand. Hinzu kam die Klimadebatte, die breiten Raum einnahm. Beschwichtigende Argumente der Wirtschaft spielten keine Rolle.

Diese aufmüpfigen Töne wurden von der Tagungsleitung freundlich eingebettet in den Strom der Harmonie. Aufrüttelnde Parolen wirkten wie Fanfarenstöße und Posaunenklänge: Sie brausten auf und verklangen. In der Gesamtsumme der Wortmeldungen dominierten Hoffnungsbilder und Glaubensäußerungen gegenüber ethischen Ansprüchen. Vorsorglich wurde einer hektisch ausufernden Betriebsamkeit ein Riegel vorgeschoben. Die Andachten taten das ihre dazu, dass die Zusammenfügung unter einem Dach gelang. Unter dem riesigen Festzelt neben der Schwarzwaldhalle wogte die Menge in seliger Stimmung her und hin. Es war wie das sanfte Rauschen eines Wiegenliedes, das geistliche Zufriedenheit und gläubige Gelassenheit ausdrückte, unterbrochen durch szenische Darbietungen und meditatives Schweigen.

Ob diese Segens-Übermacht auch die Sorgen und Sünden jener Abgesandten aus kriegführenden Ländern überdeckte, die ihre politischen Verflechtungen nicht abschütteln konnten? Kriegerische Streitpunkte wurden in Plenarsitzungen offen benannt, aber verhältnismäßig sanft befriedet und überwölbt. Über allem schwebte der aristotelische Grundsatz: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Ich kam mir vor wie in einer riesigen Kathedrale, in welcher das gut katholische und zugleich unwahrscheinlich tröstliche Dogma verkündet wird: Die Kirche ergänzt, was fehlt. In ihrer Ganzheit gleicht sie Halbheiten, unfertige Ansätze, Zweifel und Irrtümer ihrer unzähligen Gläubigen aus. Ecclesia supplet.

6 Die Welt wird zur Gemeinde

In Karlsruhe erlebte ich nicht das freikirchlich herbe Distanzgefühl einer geheiligt abgegrenzten Gruppe. Sondern eine weltoffene Weggemeinschaft mit bodenständigen Akteuren. Die Vollversammlung war einbezogen in ein sinnstiftendes Miteinander von Kirche und Welt. Oder in der Sprache des Heiligen Augustinus: Man verstand sich als *corpus permixtum*, d. h. als gemischte Gesellschaft planetarischen Ausmaßes.

Innerhalb dieser globalen Mischungsverhältnisse wurde fein differenziert. Die Identität der einzelnen Länder und ihrer landestypischen Kirchen wurden bewusst hervorgehoben. Das Ökumene-Treffen war von dem Wunsch beseelt, die ethnisch traditionelle, oft andersreligiöse („heidnische“) Umgebung besonders der Diasporakirchen zu enttabuisieren

und zu entdämonisieren. Welche Absicht stand dahinter? Die Einsamkeit vieler Christen und Isolationsfurcht vieler Gemeinden sollte verringert werden. Und die Verbindung mit dem jeweiligen regionalen Kontext sollte verstärkt werden. Mut wurde gemacht zur wechselseitigen Verständigung vor Ort. Denn im offenen Beziehungsmodell von Kirche und Gesellschaft im Lebensraum der großen weiten Völkerfamilie wüssten Christen sich so oder so in Gott geborgen, hieß es: Sei es, dass sie sich im Innern ihrer Gemeinden bewegen. Sei es, dass sie nach außen ausgreifen. Und sich dabei natürlich auch von außen beeinflussen lassen.

Dass durch die Vermischung mit der äußeren Sphäre die kirchliche Binnenwelt nicht rein erhalten bleiben kann, liegt auf der Hand. Eine exakte Reinheit wurde auf der Tagung auch gar nicht erst gesucht. Sondern man vertraute der umfassenden Weisheit Gottes, die die geistliche wie die weltliche Zone gleichermaßen durchwaltet – und zwar in den einzelnen Ländern und Regionen wie auf dem ganzen Planeten. Eine globale Wohlfühlatmosphäre wurde in Karlsruhe verheißen und sorgfältig orchestriert. Das Motto des legendären ersten Generalsekretärs des Weltkirchenrates Willem Visser't Hooft (1900–1985) kam zu voller Geltung: „Die Welt war meine Gemeinde“.

7 Tempelkritik

Meine geschätzten evangelikalen Freunde kritisierten die wechselseitige Verständigung zwischen Kirche und Welt als Abirrung infolge von Verführung. In prophetischem Eifer setzten sie zu einem

symbolischen Bildersturm an, der sich gegen die gesamte institutionalisierte Ökumene und deren angebliche Weltförmigkeit richtet. Dabei stellten die Freunde durchaus richtige Fragen: Wie handeln wir als Christenheit in dem nicht ungefährlichen Spannungsfeld, in dem sich unser Glaube bewähren muss? Lassen wir uns von unterschiedlichen oder widersprüchlichen Strömungen treiben wie Vögel im Wind? Oder mobilisieren wir Beharrungs- und Abwehrkräfte? Und wenn ja, welche? Die einschlägigen Warnungen der heiligen Schrift in dieser Sache sind Legion: Sie betreffen die menschliche Zerbrechlichkeit und Anfälligkeit unserer Gemeinden. Und sie betreffen den hochmütigen Geist gefallener Engel, die im Gesamtleben der Völker, Kirchen und Gemeinden eine höchst fragwürdige Rolle spielen. Deren Einflüsterungen und Vorspiegelungen spürte ich in Karlsruhe allerdings nur am Rande. Lag dies an einem Wahrnehmungsproblem meinerseits? Oder war diese Nicht-Wahrnehmung ein Zeichen der Hoffnung darauf, dass die fragwürdigen Elemente bereits im Abbau begriffen sind? Dass sie aus irgend einem Grund auf dieser Tagung blockiert waren – so dass der Geist des Lebens freie Bahn gewann?

Meine Freunde stufen die Gefahren größer als die Chancen ein. Sie warfen mir vor, ich hätte mich in Karlsruhe am falschen Platz verirrt. Und wäre besser in meiner Gemeinde geblieben. Habe ich also einen Fehler gemacht, dorthin gefahren zu sein? Gott möge verzeihen, wenn ich diesen Tempel der Weltkirche besuchte, den sie als Ärgernis empfan-

den. Ich konnte nicht anders. Denn der Karlsruher Tempel war gar zu genussvoll schön erfüllt: Mit festlichen Klängen, Liedern, Gebeten. Mit uralten Bekenntnissen voll Glaube und Liebe. Mit klassisch liturgischen Formen und Farben. Mit kirchenpolitisch frischem Wind aus südlicher und östlicher Richtung. Mit spannenden Sozialmodellen voller Hoffnung, angereichert mit knallharter Bibelauslegung, fußend auf gründlicher Exegese. Daraus entstand ein Mix aus altbewährten und ultramodernen Schlussfolgerungen. Was für eine opulente Mischung brachte dieser Tempel hervor! Fast wie bei einem barocken Schauspiel nach jesuitischer Manier mit aufwallenden Emotionen und Affekten.

Bunt war das alles. Schwarzweiß freilich fehlte. Warum wurde auf herbe, schmerzvolle Töne verzichtet? Johannes der Täufer jedenfalls trat nicht auf. Von Bekehrung war keine Rede. Oder wenn, wurde nur zu gesellschaftlicher Buße aufgefordert. Die ausgereifte Christlichkeit aller Teilnehmer wurde vorausgesetzt. Kein Delegierter schien eines evangelistischen Impulses zu bedürfen. Und kam dabei nicht auch die Apokalyptik zu kurz? Welchen Stellenwert hatte das künftige Weltendrama, geschildert in der Johannesoffenbarung? Welche Rolle spielte die Mahnung zur Wachsamkeit? Eine nur geringe. Der ökumenische Weltrat ist weltzugewandt. Er glaubt an die soziale Veränderbarkeit der Völker durch das Evangelium. Wenn schon, grenzte man sich von kapitalistischen Interessen des Westens und Nordens ab, ohne diesen Westen und Norden prinzipiell zu verdammen – durch

dessen Mittel und Zuschüsse die Tagung im wesentlichen ermöglicht wurde.

Die Vollversammlung, so meine Beobachtung, bewegte sich innerhalb einer Ellipse zwischen zwei Polen namens Weltoffenheit und Weltkritik hin und her. Dies geschah jedoch ziemlich einseitig: Die Offenheit war weitaus größer als die Abgrenzung, die letztlich nur eine geringe Rolle spielte. Irgendwelche Bedenken wegen nichtchristlicher Überformung oder Überfremdung konnte ich in Karlsruhe nicht ausmachen, so sehr ich danach Ausschau hielt. Krankte das Treffen also an einem Mangel an kirchlicher Verteidigungsbereitschaft und apologetischer Wehrfähigkeit? Wahrscheinlich muss ich in dieser Hinsicht den skeptischen Beobachtern recht geben.

8 Kunst der Kommunikation

Auf der Versammlung wirkte sich, wie ein Freund und ehemaliger Japanmissionar mutmaßte, die weitgehende Ausklammerung westlich-analytischen Denkens zugunsten eines asiatischen Sprech- und Verhaltensmusters aus. Dieses Muster beinhaltet eine Wertehierarchie, so mein Gewährsmann: Oberster Wert sei die vornehme Gesichtswahrung. Ziemlich genau dieses Muster war auf der Vollversammlung erkennbar: Differenzen wurden sorgsam und ehrlich benannt, um alsbald möglichst elegant in das größere Ganze eingespeist zu werden. Und zwar in dem Wissen, „dass wir allesamt unterwegs sind“ – also dass sich während unserer Pilgerreise vieles von alleine klärt, ohne dass es in allen Einzelheiten in die Öffentlichkeit hinausposaunt werden muss.

Ein solch geschicktes Ausbremsen und beredtes Beschweigen schwieriger Fälle beherrschte der in Karlsruhe noch amtierende ÖRK-Generalsekretär Prof. Joan Sauca meisterhaft, der zugleich Priester der rumänisch-orthodoxen Kirche ist. Dadurch wurde einem möglichen Gesichtsverlust vieler Betroffener vorgebeugt. Das war wichtig in Bezug auf die verhältnismäßig große russisch-orthodoxe Delegation. Friedensethisch und völkerrechtlich wurden allerhand Vorwürfe gegen sie laut. Das klang ähnlich wie das, was in Presse, Funk und Fernsehen ohnehin verlautbart wird. Lief das also in Karlsruhe wie ein Ritual ab, dem man sich pflichtschuldigst zu stellen hatte, um politischer Korrektheit zu genügen?


Wäre es so gewesen, hätte man es sich zu einfach gemacht. Denn die alarmierenden Emotionen von ukrainischer Seite spielten eine enorme Rolle. Sie sorgten für Betroffenheit. Sie bildeten das zivilgesellschaftliche Gewissen ab. Sie bauten einen mächtigen Druck auf, der von der Tagungsleitung geschickt aufgefangen wurde. Die ukrainischen Wortmeldungen waren prägnant und eindringlich, jedoch nicht raumgreifend und schon gar nicht beherrschend. Denn die russische Abordnung war auf der Vollversammlung ebenso präsent. Und ebenso willkommen. Als Repräsentanz der zahlenmäßig größten ÖRK-Mitgliedskirche erfreute sie sich vieler Querverbindungen zu anderen Delegationen – wenn auch das zweiseitige Gespräch mit ukrainischen Glaubensbrüdern nicht gelang. Jedenfalls offiziell nicht. Unter der Hand gab es Kontakte, wie ich erfuhr.

Ebendiese russischen Abgesandten gossen nicht unnötig Öl ins Feuer. Sie bevorzugten es, zurückhaltend aufzutreten. Nahmen sich selbst aus der Schusslinie. Das verschaffte Sympathiepunkte. Bedingt durch diese nicht zu unterschätzenden gruppendynamischen Faktoren, drang das ukrainische und zugleich westliche Narrativ, das auf moralische Abgrenzung vom internationalen Störfried und auf Verurteilung des Angriffskrieges gerichtet ist, nicht voll durch. Und das lag wiederum an den vielen Abgesandten aus südlichen und östlichen Weltregionen. Charakteristisch war ihr tendenziell neutraler Blick auf das derzeitige Kriegsgeschehen in Osteuropa.

Das gefühlte Übergewicht dieser Delegierten verdrängte die moralpolitischen Interessen westlich orientierter Kirchenvertreter aus der Mitte des Tagungsgeschehen bis teilweise an den Rand. Ist dies nicht ähnlich wie bei der UNO-Vollversammlung in New York? In ihr wird die allgemeine Meinungsbildung ja ebenfalls nicht unbedingt von westlichen Delegationen beherrscht.

9 Segensströme

In Karlsruhe mündeten kirchen- und weltpolitische Gegensätze allermeist in salomonische Lösungen ein. Es herrschte der Geist der Harmonie und Verständigung nach allen Richtungen – und zwar ohne Ansehen der Person und des politischen Gewichts, das die einzelnen Personen und die hinter ihnen stehenden Netzwerke mit sich bringen mögen. Dieser Geist der universalen, netzwerkbefreiten Gleichberechtigung beseelte die Vollver-



sammlung. Schimmerte hier jene antio-
lonialistische Rahmenerzählung durch,
die seit mehr als einem halben Jahrhun-
dert die Grundmelodie des Weltkirchen-
rats ist? Sie ist überaus fest verwurzelt in
der DNA der Ökumene.

Was ich erlebte, berührte mich so an-
genehm wie schon jahrzehntelang kein
kirchliches Großereignis mehr. Der über-
wältigend gute Eindruck überdeckte
Schwachpunkte, die es selbstverständ-
lich auch gab. Ich fühlte mich wohl wie
ein Fisch im Wasser. Mit Lust und Liebe
schwamm ich in diesem gewaltigen Strom
der Weltchristenheit. Diese Strömung be-
steht aus wahren, guten und schönen
Kraftwirkungen des Heiligen Geistes,
die er vorwiegend über Kirchenvertreter
aus östlichen und südlichen Völkern ver-
breitet. Und natürlich auch nach Europa
einspeist. Diese außereuropäischen Se-
genskräfte erwecken unsere angegrau-
te westliche Christenheit hoffentlich aus
dem Dauerschlaf der Säkularisierung.
Und führen uns wieder an die jesuanische
Wurzel unserer volkskirchlichen Fröm-
migkeit.

■ Gottfried Spieth, CH-Diessendorf

Einkommensgrenze in der Beihilfe für Angehörige

Seit 01.01.2021 liegt die Einkommensgrenze in der Beihilfe für Ehegattinnen und Ehegatten bei 20.000 Euro. Für das Jahr 2020 (und davor) gilt noch die alte Grenze von 18.000 Euro.

Maßgeblich ist wie bisher der sog. „Gesamtbetrag der Einkünfte“ (gem. § 2 Abs. 3 EStG) der Ehegattin oder des Ehegatten, den Sie auf Ihrem Einkommensteuerbescheid finden.

Auch bei den herangezogenen Einkunftsarten ergeben sich ab 2021 Änderungen (insbesondere für Personen, die neu in Rente gehen). Falls Sie betroffen sind oder Rückfragen haben, wenden Sie sich bitte an Ihre Beihilfestelle (KVBW oder LBV).

Davon unabhängig gelten für die Krankenhilfe des Pfarrvereins weiter die bekannten Einkommensgrenzen (Beitragspflicht ab 800 Euro Bruttoeinkommen im Monat).

Beihilfe-Anträge bei Angehörigen: Zeitpunkt der Antragstellung ist maßgeblich

Wie bisher können Angehörige also nur bis zu einem gewissen Einkommen in der Beihilfe berücksichtigt werden und Beihilfe erhalten. Wichtig ist bei entsprechend hohem Einkommen der Zeitpunkt der Antragstellung: Übersteigt der „Gesamtbetrag der Einkünfte“ **in den beiden Kalenderjahren vor der Stellung der Beihilfeantrags** die nun geltende Grenze von 20.000 Euro (bzw. 18.000 Euro für 2020), wird keine Beihilfe mehr gewährt. Es kommt also nicht darauf an, wann die Leistungen erbracht wurden, **sondern wann der Beihilfeantrag gestellt wird.**

Beispiel: Wenn man den Antrag auf Beihilfe noch im Jahr 2022 stellt, wird jeweils

der Gesamtbetrag der Einkünfte für die Jahre 2020 und 2021 herangezogen. Wird der Antrag im Jahr 2023 gestellt, wird jeweils das Einkommen der Jahre 2021 und 2022 zur Prüfung herangezogen. Je nach persönlicher Einkünftekonstellation des Angehörigen kann es also von Vorteil oder von Nachteil sein, bis 2023 zu warten oder den Antrag noch im alten Jahr zu stellen.

Bei Fragen zu dieser nicht ganz einfachen Thematik ist es ebenfalls sinnvoll, sich an Ihre Beihilfestelle zu wenden.

(Studierende) Kinder: Beihilfe nur bis 25!

Wir möchten noch einmal darauf hinweisen, dass die Berücksichtigung über die Beihilfe der Eltern für Kinder nur bis zum Ende des Jahres möglich ist, in dem sie 25 Jahre alt werden (ggf. zzgl. Bundesfreiwilligendienst). Somit fallen also Kinder, die im Jahr 1997 geboren wurden, zum 01.01.2023 aus der Beihilfe heraus. Um eine Fortführung des Krankenversicherungsschutzes muss man sich selbstständig kümmern.

Eine Weiterversicherung in der Krankenhilfe des Pfarrvereins ist nicht vorgesehen. Es existiert jedoch eine Optionsversicherung mit der VRK, die günstige Bedingungen für die Weiterversicherung bei Verlust des Beihilfeanspruchs ermöglicht. Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle (KVBW) kontaktieren, ob und wie lange noch eine Beihilfeberechtigung besteht.

Beihilfe-Beantragung: Fristen beachten!

Beim KVBW (und beim LBV) gilt eine 2-Jahres-Frist plus das laufende Jahr der Rechnungsstellung:

- Für eine im Januar 2020 ausgestellte Rechnung kann noch Beihilfe gewährt werden, wenn der Antrag bis Ende Dezember 2022 bei der Beihilfestelle eingeht.
- Für eine Rechnung vom Dezember 2020 gilt auch der Dezember 2022 als Eingangsfrist.
- Bei Unterbringung wegen Behandlungs- oder Pflegebedürftigkeit gilt nicht das Rechnungsdatum, sondern das Behandlungsdatum als Fristbeginn.
- Wenn für Sie nicht das baden-württembergische Beihilferecht gilt, können die Verjährungsfristen anders (auch kürzer!) sein und sollten bei der zuständigen Beihilfestelle erfragt werden.

Adressänderungen

Aus aktuellem Anlass möchten wir noch einmal darauf hinweisen, dass die Geschäftsstelle des Badischen Pfarrvereins bei Adressänderungen dringend auf Ihre Mithilfe angewiesen ist. Wenn Sie aufgrund eines Stellenwechsels oder aus privaten Gründen umziehen, bekommen wir dies nicht vom Evangelischen Oberkirchenrat oder von anderer Stelle gemeldet. Damit unser Badischer Pfarrkalender jedoch aktuell bleibt und die Ihnen zugeordnete Post weiterhin richtig zugestellt werden kann, benötigen wir stets Ihre aktuelle Anschrift. Sollte sich diese ändern, bitten wir Sie daher, uns die neue Adresse so bald wie möglich mitzuteilen.

Beitragszuschuss durch die Deutsche Rentenversicherung

Zwischenzeitlich konnten auf unseren Aufruf hin zahlreiche Beitragszuschüsse bei der Dt. Rentenversicherung beantragt und auch bewilligt werden. Der entsprechende Artikel ist nachzulesen im **Pfarrvereinsblatt 8-9/2022 auf Seite 330**.

Wer kann den Zuschuss beantragen?

Den Zuschuss können Mitglieder und Angehörige im Ruhestand beantragen, die einen Teil ihres Ruhegehalts von der Dt. RV erhalten ODER die eine eigene Rente der Dt. RV erhalten.

Wann muss der Zuschuss beantragt werden?

Die Beantragung ist nur erforderlich, wenn Sie bereits jetzt oder in naher Zukunft eine Rente der Dt. RV beziehen. Wird dies erst in fernerer Zukunft der Fall sein, kümmert man sich wenige Monate vor dem Rentenbezug um den Beitragszuschuss.

Das Verfahren:

Wenn Sie einen formlosen Antrag auf Beitragszuschuss an die Dt. RV in Berlin stellen, bekommen Sie von dort ein Formular R0820 zugesendet, das Sie bitte selbst ausfüllen und an die Dt. RV zurücksenden. Bei Fragen hilft die Dt. RV weiter.

Das Formular R0821, das ebenfalls beiliegt, senden Sie bitte weiter an den Pfarrverein. Die Geschäftsstelle füllt dieses Formular dann aus und leitet es direkt an die Dt. RV weiter.

Widerspruch bei Ablehnung:

Wenn Ihr Antrag abgelehnt wurde, überprüfen Sie bitte, aus welchem Grund. In der Regel lohnt sich ein Widerspruch, wenn Sie die Voraussetzungen zur Zuschussgewährung grundsätzlich erfüllen. Einige Sachbearbeiter konnten in den ersten Wochen die neue Situation noch nicht, wodurch es manchmal zu unberechtigten Ablehnungen kam. Bitte ergänzen Sie bei einem Widerspruch den Zusatz: „Überprüfungsantrag“.

Angehörige: bei Ablehnung Widerspruch einlegen

Auch Angehörige von Mitgliedern können den Zuschuss beantragen, wenn sie eine eigene Rente der Dt. RV erhalten UND einen eigenen Beitrag für die Krankenhilfe zahlen.

Wird kein eigener Beitrag gezahlt, erhält man auch keinen Zuschuss.

WICHTIG: Falls Sie bereits einen Antrag gestellt haben, kann es sein, dass dieser zunächst abgelehnt wurde, da die Zuschussberechtigung für Angehörige noch nicht endgültig geklärt war. In diesem Fall raten wir zu einem Widerspruch, falls Sie die oben genannten Voraussetzungen (eigene Rente und eigener Beitrag) erfüllen. Bitte ergänzen Sie bei einem Widerspruch den Zusatz: „Überprüfungsantrag“.

Beitragsordnung des Evang. Pfarrvereins in Baden e.V.

(1) Für die Mitgliedschaft im Evang. Pfarrverein in Baden e.V. werden Beiträge erhoben.

(2) Der Monatsbeitrag für die Vereinsmitgliedschaft ohne Krankenhilfe beträgt 10,00 Euro.

(3) Der Monatsbeitrag für die Vereinsmitgliedschaft mit Krankenhilfe und für die Mitgliedschaft in der Solidargemeinschaft (jeweils als Absicherung der Beihilfedifferenz) ist nach Einkommen wie folgt gestaffelt:

- Einkünfte bis 800,00 Euro brutto/Monat (9.600 Euro/Jahr):
beitragsfrei/10,00 Euro f. Vereinsmitglieder
- Einkünfte bis 1.700,00 Euro brutto/Monat (20.400 € /Jahr):
70,00 Euro
- Einkünfte über 1.700,00 Euro brutto/Monat (20.400 € /Jahr):
8,0% vom Grundgehalt/Bruttoeinkommen
- Bei Geistlichen im Ruhestand:
8,0% vom Grundgehalt x Ruhegehaltssatz
- Bei Witwen/Witwern:
Ruhestandsbeitrag x Witwensatz (60%/55%)
- Bei Lehrvikar/innen:
35,00 Euro
- Bei Beurlaubung ohne Einkünfte:
beitragsfrei/10,00 Euro f. Vereinsmitglieder

Der Vereinsbeitrag in Höhe von 10,00 Euro im Monat ist bei Vereinsmitgliedern mit Krankenhilfe jeweils im Beitrag beinhaltet.

- (4) Berücksichtigt werden (Versorgungs-)Bezüge, Grundgehalt aus Beamtentätigkeit, Gehalt, Stipendien, Renten aus Berufstätigkeit (auch Mütterrente, Erwerbsunfähigkeitsrente, Rente aus Pflegetätigkeit), Arbeitslosengeld und Selbstständigen-Einkünfte (freiberuflich/Gewerbe) sowie ggf. Unterhaltszulagen im Auslandsdienst. Bei mehreren Einkunftsarten werden diese aufsummiert.
- (5) Regelmäßige monatliche Nebeneinkünfte aus Berufstätigkeit zusätzlich zu einer Beamtenversorgung sind ab einer Höhe von 800,00 Euro bei der Vereinsmitgliedschaft mit Krankenhilfe sowie bei der Mitgliedschaft in der Solidargemeinschaft beitragspflichtig.
- (6) Zusätzliche eigene Renten bei Witwen/Witwern über 450,00 Euro sind beitragspflichtig. Die Rente wird auf die Witwenversorgung aufsummiert.
- (7) Zum Nachweis über die Höhe der Einkünfte sind bei Mitgliedern, deren Beitrag nicht automatisch von den Bezügen eingezogen wird, die aktuellen Gehalts- / Rentenmitteilungen oder -nachweise (bei Selbstständigen: Einkommensteuerbescheide) regelmäßig, lückenlos und unaufgefordert an die Geschäftsstelle des Pfarrvereins zu senden.
- (8) Für den Fall einer Absicherung in Höhe von 100 % der als beihilfefähig anerkannten Krankheitskosten gilt eine abweichende Beitragssystematik: Beitragsgrundlage bildet das Grundgehalt nach A14 St. 8 gem. der aktuell gültigen Besoldungstabelle der Evang. Landeskirche in Baden. Auf dieses Grundgehalt wird ein Beitrag in Höhe von 16,0 % (doppelter Beitragssatz) erhoben.

Stand: 21.11.2022

Datenschutz im Pfarrverein

Wir, der Evangelische Pfarrverein in Baden e.V., freuen uns über Ihre Mitgliedschaft und Ihr Interesse an unseren Dienstleistungen im Rahmen unserer satzungsgemäßen Aufgaben. Wir nehmen dabei den Schutz Ihrer persönlichen Daten in unserer Rolle als für die Datenverarbeitung Verantwortlicher sehr ernst. Die ausführliche Information zur Datenverarbeitung des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e.V. finden Sie unter <https://www.pfarrverein-baden.de>.

Neuer Vorstand im Förderverein

Der Vorstand des „Fördervereins Pfarrhaushilfe“ wird alle sechs Jahre durch den Pfarrvereins-Vorstand bestellt. Nach zwölf Jahren zog sich der bisherige Vorsitzende, Pfarrer i.R. Dr. h.c. Hans Kratzert, aus dem Amt als Vorsitzender zurück, ebenso sein Stellvertreter, Dekan i.R. Dr. Johannes Kühlewein.

Zum neuen Vorstand wurden bestellt: Pfarrerin i.R. Marlene Bender als Vorsitzende, Pfarrer i.R. Hans Kratzert als Stellvertreter sowie Pfarrer Dr. Stefan Royar, Prälat Prof. Dr. Traugott Schächtele und Pfarrer Matthias Schärr als Beisitzer.

Der Förderverein konnte anlässlich des 130. Tages der badischen Pfarrerrinnen und Pfarrer im Oktober in Karlsruhe sein 30jähriges Bestehen feiern. Der scheidende Vorsitzende, Hans Kratzert, berichtete über die Entstehung und das Wirken dieses „Kindes“ unseres Pfarrvereins: Er wurde im Herbst 1992 vom damaligen Vorstand des Pfarrvereins unter Leitung von Kirchenrat Gerhard Wunderer gegründet und unterstützt in diesem Jahr die 45. Stipendiatin, Kata Mihály aus der Evang.-Luth. Kirche in Ungarn. Die bisherigen Stipendiat*innen kamen aus Lettland, Estland, Rumänien, Tschechien und Ungarn. Neben einem Studienjahr in Heidelberg fördert der Verein auch das Kontaktstudium eines Kollegen bzw. einer Kollegin aus der siebenbürgischen Kirche in Rumänien. Darüber hinaus hilft er in Einzelfällen Pfarrfamilien in unseren osteuropäischen Nachbarkirchen in akuten Notlagen.

Dr. Klára Cselovszkyné Tarr, die Ökumene- und Stipendienbeauftragte in der Kir-



Marlene Bender

chenleitung der Luth. Kirche in Ungarn, war eigens zum diesjährigen Pfarrertag nach Karlsruhe gekommen und dankte dem Förderverein für seine segensreiche Unterstützung.

Seine finanziellen Mittel – seit Gründung vor 30 Jahren fast 1 Million Euro – erhält der Förderverein fast ausschließlich aus badischen Pfarrhäusern. Viele Kolleg*innen, aber auch Pfarrwitwen wollen auf diese Weise ihre Verbundenheit mit den Kirchen in Osteuropa zum Ausdruck bringen und einen Beitrag zur guten theologischen Ausbildung von deren Nachwuchs leisten.

Wie seit langem war die Kollekte auch beim letzten Pfarrertag für den Förderverein bestimmt. Sie erbrachte 756,00 Euro, wofür sehr herzlich gedankt sei. Wer den Förderverein finanziell unterstützen möchte, wende sich bitte an die Geschäftsstelle des Pfarrvereins.

■ Hans Kratzert, Heidelberg

Bankverbindung:

Förderverein Pfarrhaushilfe,
IBAN DE61 6609 0800 0002 4128 88

Bericht über das Kontaktstudium in Heidelberg im Sommersemester 2022



László-Zorán Kézdi

Inmitten meines wiederaufgenommenen Alltags in der Heltauer Kirchengemeinde, zwischen laufenden Renovierungsarbeiten und Verwaltungsaufgaben, Gottesdiensten, Kasualien und Gemeindeveranstaltungen blicke ich zurück auf die 97 Tage, die ich als Pfarrer der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien, vom 24. April bis 29. Juli 2022 in Heidelberg, im Morata-Haus und an der Universität Heidelberg verbringen durfte.

Ich habe eine sehr intensive, wunderbare Zeit in Heidelberg erlebt, theologisch bereichernde Vorlesungen an der Uni gehört, wohltuende Begegnungen mit Kontaktpfarrer*innen, Vikar*innen und Studierenden gehabt, die Zeit zum Lesen, Wandern und Reisen genossen.

Noch vor Beginn des Kontaktstudiums wurde mir von Kollegen geraten, nicht zu viele Vorlesungen zu belegen, damit noch genug Zeit bleibt für Freizeitaktivitäten und Erholung. Doch das vielfältige Angebot der Universität Heidelberg hat mich dazu „verführt“, mich in fünf Vorlesungen anzumelden. Besucht habe ich dann tatsächlich sechs Vorlesungen. Und ich habe es nicht bereut!

Die Vorlesungen waren von außerordentlicher Qualität. Ich habe es genossen, mich mit Einleitungsfragen des Neuen Testaments bei Prof. Dr. Matthias Konrad und mit Fragen der „Ehe und Familie im Neuen Testament“ bei Prof. Dr. Matthias Becker zu beschäftigen. Sehr erfrischend

und erhellend fand ich die Vorlesung zur „Ethik des Alten Testaments“ bei Prof. Dr. Manfred Oeming und die interdisziplinäre Ringvorlesung zum Thema „Schuld und Sühne“. Ein besseres Verständnis der Gegenwartsfragen bot mir die Vorlesung „Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ bei Prof. Dr. Christoph Strohm. Eine spannende intellektuelle Herausforderung war die Übung „Digitalisierung“ mit Dr. Christoph Wiesinger und Dr. Gernot Meier und die Frage nach der Theologie im Zeitalter des digitalen Wandels. Die Muster-Theorie von Armin Nassehi, die System-Theorie von Niklas Luhmann – vieles war neu, anregend und aufregend! Theologisches Neuland, neue Horizonte! Die Vorlesungen haben meine Lust an der Theologie neu entfacht. Gerne hätte ich noch andere Vorlesungen besucht, doch leider waren sie zeitgleich mit jenen, denen ich Priorität eingeräumt hatte.

Meistens habe ich die Gottesdienste in der Peterskirche oder in der Heiliggeistkirche besucht. In guter Erinnerung bleibt mir der lebendige Familiengottesdienst in Schriesheim, wo eine der Kolleginnen Pfarrerin ist.

Besonders dankbar bin ich für die Gemeinschaft mit den Kolleg*innen im Kontaktstudium, sechs Kolleg*innen aus der badischen Kirche, zwei aus anderen Gliedkirchen der EKD und ein Kollege aus der Kirche der Böhmisches Brüder in Prag. Die Gespräche während der Mahlzeiten und besonders zu den interessanten Themen des „jour fixe“ oder bei einem Gläschen Wein waren sehr inspirierend. Immer wieder tauschten wir uns über die aktuelle Situation der Kirche in Deutschland, Tschechien und Rumänien aus, sprachen über Gemeindefarbeit in unterschiedlichen, aber auch ähnlichen Kontexten, über Reformprozesse und Umstrukturierungen. Im Rahmen des „jour fixe“ durfte ich einen Vortrag über die Herausforderungen, Chancen und Perspektiven der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien halten. Unsere Studienleiterin, Dr. Katrin König, konnte wunderbare Referenten für die Termine gewinnen und hat uns während der ganzen Zeit offen und freundlich begleitet. Gerne habe ich an den Andachten und Hausabenden der Studierenden des Wohnheims teilgenommen und mich mit bislang neuen Themen wie z.B. der „queeren Theologie“ auseinandergesetzt. Für diese kirchliche und theologische Horizonterweiterung bin ich sehr dankbar.

Unvergessen bleiben auch die Wanderungen und Spaziergänge in und um Heidelberg: etwa über den Philosophenweg und andere Wanderwege zum „Weißen Stein“, zur Klosterruine St. Michael oder zum Stift Neuburg, oder aber über die „Himmelsleiter“ auf den Königsstuhl. Gerne war ich auch mit dem Fahrrad

unterwegs, etwa zum Himmelfahrtsgottesdienst in Neubotzheim bei Ladenburg oder zum Freibad nach Neckargemünd. Am Wochenende konnte ich – auch dank des 9 €-Tickets – die Zeit nutzen, um die schönen und geschichtsträchtigen Städte Speyer, Worms und Frankfurt zu besuchen, so wie weitere, mehrtägige Reisen nach Straßburg, Berlin und Paris unternehmen und Freunde wiedersehen.

Meine Zeit und die gesammelten Eindrücke und Erlebnisse in Heidelberg gehören zu den bereicherndsten Erfahrungen meines Lebens. Jeder einzelne Tag der insgesamt 97 war theologisch und persönlich ungemein wertvoll für mich. Das Kontaktstudium war eine andere Welt, wohltuend und bereichernd, eine Horizonterweiterung, die nachhaltig wirkt, eine Erfahrung, für die ich dankbar bin.

Dankbar bin ich dem Förderverein Pfarrhaushilfe e.V., der dieses Kontaktstudium finanziell ermöglicht hat, der Studienleitung und dem gesamten Personal des Morata-Hauses für die Begleitung, den Kolleg*innen im Kontaktstudium für die gute Gemeinschaft, meinen Gemeinden Heltau und Michelsberg, die mich in dieser Zeit entbehren mussten, und meiner Heimatkirche, die mich zu diesem Schritt ermutigt hat.

■ László-Zorán Kézdi, Heltau/Siebenbürgen

Beitrag aus der Pfarrvertretung

Mit den **erstmaligen Wahlen der BezirkspfarrvertreterInnen** hat ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Pfarrvertretung in unserer Landeskirche begonnen: Eine Struktur, die anderswo bewährt und selbstverständlich ist (z. B. Personalräte an jeder Schule), ist nun auch in der Ekiba vorhanden. Nun gilt es, die neue Struktur mit Leben zu füllen.

Die vollständigen **Ergebnisse der Bezirkspfarrvertretungswahlen** sind auf der **Homepage der Pfarrvertretung** eingestellt (www.ekiba.de/infothek/landeskirche-strukturen/gemeinschaften-und-verbaende/pfarrvertretung/).

Die erste Gesamtversammlung aller Bezirkspfarrvertretungen hat am 10. November in Karlsruhe stattgefunden; die Berichterstattung darüber folgt in der Januarausgabe.

Allen, die sich für das neue Amt zur Verfügung gestellt haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt, ebenso allen, die sich bei der zeitaufwändigen Organisation dieser Wahl engagiert haben. Zum Wahlverfahren hat es eine Reihe von Rückmeldungen gegeben, die nun von Rechtsreferat und Pfarrvertretung gemeinsam geprüft werden; ich gehe daher davon aus, dass vor der nächsten Wahl 2024 noch einmal eine Überarbeitung des Pfarrvertretungsgesetzes erfolgt.

Das von der Frühjahrssynode beschlossene **neue Dienstreisekostengesetz** tritt **zum 1. Januar 2023** in Kraft (GVBl 7/2022, Teil I, Nr. 36). Auch wenn der Be-

griff „Dienstreise“ nahelegt, dass es nur um Dienstreisen mit Übernachtung geht: Gemeint sind **alle dienstlichen Fahrten**, sowohl am Dienst- bzw. Wohnort als auch bei auswärtigen Dienstgeschäften, und zwar unabhängig von der Wahl des Verkehrsmittels.

Die Regelungen für Dienstreisen bzw. „Dienstgänge“ (= Fahrten am Dienst- oder Wohnort zur Erledigung von Dienstgeschäften) orientieren sich wie bisher am Landesrecht (§ 3); das Land hatte sein Reisekostengesetz mit Wirkung vom 1.1.22 reformiert¹. Das bringt folgende wesentlichen neuen Regelungen mit sich:

1. **freie Wahl des Verkehrsmittels** (unter Beachtung wirtschaftlicher Gesichtspunkte und der Erfordernisse des Klimaschutzes). Die bisherige kirchliche Regelung, dass ein triftiger Grund für die Nutzung eines Kraftfahrzeugs notwendig ist, fällt weg.
2. Abweichend vom Land beträgt die Höhe der Wegstreckenentschädigung **einheitlich 35 ct pro Kilometer** (die beim Land vorgesehene Differenzierung – 30 Cent bzw. bei erheblichem dienstlichem Interesse an der Kfz-Nutzung 35 Cent – wurde wegen des damit verbundenen Verwaltungsaufwands vom Kollegium verworfen).
3. Für die Nutzung von **Fahrrad**, E-Bike oder Pedelec wird eine Wegstreckenentschädigung von **25 ct pro Kilometer** statt bisher 2 ct gewährt.
4. Die Kosten für die Nutzung von **Car-**

sharing können erstattet werden, wenn der Nutzung ein triftiger Grund zugrunde lag.

5. Die einen Anspruch auf Tagegeld begründende Reisedauer wurde von mindestens acht Stunden Dauer auf mehr als acht Stunden Dauer erhöht.

Die Pfarrvertretung hat das neue Dienstreisekostengesetz begrüßt. Dafür waren die folgenden Gründe maßgeblich:

1. Die bisher durch Landesrecht vorgegebene Benachteiligung der LehrvikarInnen (halbierte Reisekostenerstattung) wird durch Übernahme der neuen Landesregelung beseitigt.
2. Mit der Ankündigung, den bisherigen Erstattungssatz von 35 Cent/km ohne Differenzierung in Fahrten mit und ohne „erhebliches dienstliches Interesse“ beizubehalten, werden konfliktträchtige Debatten um Gleichbehandlung vermieden und Verwaltungsaufwand gespart.
3. Die Möglichkeit, für Dienstfahrten mit dem Fahrrad, E-Bike oder Pedelec nun eine Wegstreckenentschädigung in Höhe von 25 Cent je Kilometer zu erhalten, spart Kosten und setzt zugleich ökologische Anreize.

Bei der Erarbeitung des Gesetzes Anfang des Jahres war die enorme Steigerung der Energiekosten noch nicht absehbar. Dass die Dienstreisekostenerstattung für Fahrten mit dem Pkw die oft unterschätzten tatsächlichen Kosten (zu denen ja auch Reparaturen, Inspektionen, Wert-

verlust etc. gehören) mittlerweile nicht mehr deckt, führt dazu, dass **PfarrerInnen dienstliche Fahrten zum Teil privat mitfinanzieren**. Für den ländlichen Raum und ganz besonders für PfarrerrInnen in Diasporasituationen und für SpringerInnen entstehen hier deutliche Härten. Es wäre daher wünschenswert, dass Land und Landeskirche die Kilometersätze an die gestiegenen Kosten anpassen.

Rückwirkend zum 1. Januar 2021 hat der Oberkirchenrat im August eine **Neuregelung des Nebentätigkeitsrechts** beschlossen (vgl. DB-Nebentätigkeit, GVBl 2022/10 Teil I, Nr. 59). Es geht dabei um eine **pauschale Erteilung der erforderlichen Genehmigung für bestimmte Tätigkeiten** (Mitwirkung in der Prädikantenausbildung, Gottesdienstberatung und -coaching, Beisitz in theologischen Prüfungen sowie Korrektur von Prüfungsarbeiten, MentorInnen-tätigkeiten im Lehrvikariat und im Studium an der EH Freiburg für den Religionsunterricht sowie für Tätigkeiten in Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung). Für Verwaltung und Betroffene stellt das eine deutliche Vereinfachung dar.

Auch im zu Ende gehenden Jahr 2022 haben mich wieder viele Anfragen von KollegInnen erreicht. Mit Abstand am häufigsten wurde gefragt, ob die Corona-Sonderzahlung des Landes auch an die PfarrerrInnen der Ekiba ausgezahlt wird. Daher hier noch einmal zur Erläuterung für alle: Die 1300 € **Corona-Sonderzahlung gab es im März für die LandesbeamtInnen, und die Landeskirche zahlt nach BundesbeamtInnenbesoldung**. Für Bundes-

beamtInnen gab es im Dezember 2020 eine Corona-Zulage von 300 €, die wir auch erhalten haben. Die 1000 € Differenz zwischen beiden Zahlungen sind daher eine Folge der Besoldungsumstellung von Landes- auf BundesbeamtInnenbesoldung 2016.

Die hohe Sonderzahlung des Landes ist auch zu verstehen als Ausgleich für den langen Zeitraum zwischen den Besoldungsrunden vom 1.1.21 und 1.12.22. Insofern ist die Sonderzahlung des Landes an sich nicht problematisch. Für problematisch halte ich dagegen, dass die Besoldungsumstellung zu deutlichen Einkommensverlusten für Badens PfarrerInnen geführt hat: Seit Januar 2020 übersteigt die Landesbesoldung in allen Gehaltsgruppen durchgängig und unabhängig von unterschiedlichen Zeitpunkten von Besoldungserhöhungen bei Bund und Land die 98 % Bundesbesoldung; bei der Eingangsbesoldung unterschreitet die Besoldung der Ekiba sogar durchgängig seit der Umstellung 2016 die Landesbesoldung. Mit der Besoldungserhöhung am 1.12.2022 beim Land müsste der Bemessungssatz für die Bundesbesoldung bei 100,5 % liegen, nicht mehr bei 98 %. Die knappe Entscheidung der Frühjahrssynode, die Besoldung bei 98 % festzuschreiben – gegen frühere Zusagen einer Anpassung des Bemessungssatzes an die Landesbesoldung – war für mich die größte Enttäuschung des Jahres; die Pfarrvertretung hatte sich in einer Eingabe für die Anwendung der Bundesbesoldung ohne Bemessungssatz ausgesprochen.

Dass der Landeskirche die finanzielle Entwicklung durch Corona, Energiekrise und drohende Rezession Sorgen macht,

ist nachvollziehbar. Es kann aber auch erwartet werden, dass die Landeskirche die berechtigten Sorgen ihres Personals ernstnimmt. Bei den DiakonInnen ist das geschehen; für ihre Berufsgruppe hat die Landessynode 2021 einen neuen Einzelgruppenplan mit höheren Einstufungen beschlossen. Ich hoffe immer noch auf ein entsprechendes Signal an unsere Berufsgruppe. Wer mehrere Kinder in der Ausbildung hat, ein großes Pfarrhaus heizen muss oder regelmäßige Belastungen durch den Erwerb von Wohneigentum hat, dem machen drohende Reallohnverluste durch die Inflation derzeit deutliche Probleme. Wenn das, was in Bund und Land als amtsangemessene Alimentation gilt, für die PfarrerInnen der Landeskirche dauerhaft unterschritten wird, ist das keine gute Werbemaßnahme bei der dringend nötigen Nachwuchsgewinnung.

2022 haben wir nun das dritte von Corona geprägte Jahr erlebt. Der Angriff Russlands auf die Ukraine hat das Gefühl von Unsicherheit verstärkt; auch bei uns hat er Sorgen um Energiesicherheit, Angst vor Geldentwertung und vor dem Risiko einer atomaren Eskalation ausgelöst. Gleichzeitig werden die Folgen der Erdüberhitzung global immer spürbarer. Da kommt im Moment einiges zusammen, das beängstigend und belastend ist. Umso notwendiger sind Stimmen, die den Ohnmachtsgefühlen Hoffnung entgegensetzen und die Mut zu zukunftsorientierten Schritten machen. Ich wünsche uns allen, dass wir aus der weihnachtlichen Botschaft vom Frieden auf Erden Hoffnung und Mut beziehen für das neue Jahr 2023.

Haben Sie sich eigentlich bei der Lektüre der Weihnachtsgeschichte nach Matthäus schon einmal gefragt, was Maria und Josef mit den Gaben der Weisen aus dem Morgenland gemacht haben? **Wenn Sie erfahren wollen, was mit Gold, Weihrauch und Myrrhe passiert ist, dann besuchen Sie doch ab dem 15. Dezember die Homepage der Pfarrvertretung: www.ekiba.de/infothek/landeskirche-strukturen/gemeinschaften-und-verbaende/pfarrvertretung/**

■ Volker Matthaei,
Vorsitzender der Pfarrvertretung,
Stutensee

1 vgl. GBl. 2021, 111 bzw. www.landesrecht-bw.de/jportal/?quelle=jlink&query=RKG+BW&psml=bsbawueprod.psml&max=true&aiz=true#jlr-RKGBW2021

Werner Thiede

Die Wahrheit ist exklusiv. Gesammelte Aufsätze zum interreligiösen Dialog.

Epubli 2022², 338 S.

Unter dem ebenso anspruchsvollen wie ansprechenden Titel „Die Wahrheit ist exklusiv“ hat der Erlanger evangelische Theologieprofessor hier in leicht aktualisierter und um zwei Aufsätze ergänzter Form seine erstmals 2014 erschienenen Aufsätze zu interreligiösen Fragen neu herausgebracht. Der erste Hauptteil handelt von der „Wahrheitsfrage im interreligiösen Miteinander der Postmoderne“, die von einem großen Wahrheitsrelativismus geprägt ist. Die christliche Wahrheit ist, wie Thiede einführend zeigt, exklusiv und inklusiv zugleich: Sie behauptet ihre Wahrheit auch im Dialog missionarisch gegenüber anderen religiösen Wahrheitsansprüchen. Zugleich lädt sie alle Menschen in die durch Christus erfolgte Versöhnung mit Gott ein. Sie hängt an dem gekreuzigten Jesus Christus und ist daher keine Satz-, sondern eine konkrete Person-Wahrheit (Joh 14,6), was zu ihren Stärken gehört.

Diese gegenüber den heute modischen interreligiösen Theorien kritische Position hält Thiede in dem wichtigen Aufsatz „Gibt es im interreligiösen Dialog ein mystisches Apriori?“ (S. 87ff.) durch. Seit dem II. Vatikanum und dem Projekt „Weltethos“ von Hans Küng ist im Zuge der Globalisierung und des religiös begründeten Terrors

dieser Dialog immer wichtiger geworden. Meist werden hier die Modelle Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus diskutiert. Das exklusivistische Modell ist im Christentum traditionell vorherrschend, im Katholizismus von Cyprian bis hin zu Karl Rahner und „Dominus Iesus“, auf evangelischer Seite von Martin Luther bis hin zu Karl Barth. Das inklusivistische Modell, das sich beispielsweise bei Paul Tillich findet, gesteht demgegenüber zu, dass sich „heilshafte Offenbarung/Transzendenzerkenntnis in defizitärer Form auch in nicht christlichen Religionen findet“. Dabei sei jedoch „eine spürbar vereinnahmende Tendenz“ erkennbar und „eine abstrakte kosmische Christologie“ leitend. Das pluralistische Modell schließlich, für das etwa John Hick oder Paul Knitter stehen, erkennt dagegen alle Religionen und Heilsangebote als „gleichwertig“ an. Eine verborgene letzte mystische Transzendenz habe die verschiedenen Götter und Religionen emaniiert, die sich weiter in je kultureller Konditionierung differenzieren. Solcher pluralistischen Relativierung der verschiedenen Religionen liege jedoch eine „monistische Logik“ zugrunde, deren *logos* nach Thiede (der über den Begriff des „kosmischen Christus“ habilitiert hat) aber nicht mehr der christliche ist. Während die Wahrheit der konkreten Religionen relativiert werde, beanspruche der Religionspluralismus für sich selbst einen „überlegenen Standort der Wahrheit“ und sei ein „autoritatives, vereinnahmendes, absolutes Dogma“. Thiede selbst schlägt ein inklusivistisches Modell vor, in dem das mystische Apriori christlich verstanden wird als der „Geist Christi, der alle Menschen von jeher erleuchtet (Joh

1,9)“ und sie „Gott suchen macht, ob sie wohl ihn fühlen und finden möchten (Apg 17,27-29)“. Dieser Geist müsse allerdings „in Nichtchristen erst noch zur Fülle kommen, darf aber schon in entäußerter Präsenz in ihnen angenommen werden“ (108ff.).

Um diese religionstheologischen Fragen kreist der ebenso hilfreiche Aufsatz über den „Synkretismus“ (111ff.). In den immer pluralistischeren Gesellschaften unserer globalisierten Welt nimmt auch die Religionsvermischung zu. Thiede unterscheidet in dem auf Plutarch zurückgehenden griechischen Begriff vier Formen: Der Inkulturations-Synkretismus entsteht eher zufällig durch Migration und Völkervermischung; der Integrations-Synkretismus ist dagegen die Folge von reflektierten Begegnungen zwischen verschiedenen Religionen; der Unitäts-Synkretismus strebt unter Voraussetzung eines esoterischen, metaphysischen oder mystischen Urprinzips auch eine organisatorische Einheit verschiedener Religionen an, während der schon bei Nikolaus von Kues und einigen Theosophen anzutreffende Pluralitäts-Synkretismus die Beharrungskraft konkreter Religionen anerkennt und sie nur denkerisch-dialektisch in eine verborgene letzte Einheit aufheben will. Wie Jesus nicht einen harmonischen Religionsfrieden propagiert hat (Mt 10,34), so haben die biblischen Propheten und Apostel immer gegen synkretistische Tendenzen gekämpft und die Exklusivität Jahwes und Christi betont. Dennoch ist das Christentum im Laufe seiner Missionsgeschichte vielfältigen Inkulturationsprozessen ausgesetzt gewesen. Das postmoderne

Drängen auf eine synkretistische Welt-einheitsreligion – sowohl in Form von religionsphilosophischen Forderungen als auch etwa bei der Bahai-Religion – erweist sich dabei als erstaunlich wenig tolerant gegenüber traditioneller Religiosität. So fordert etwa der Religionstheologe Knitter: „Der Dialog muss auf der Anerkennung der möglichen Wahrheit in allen Religionen beruhen; die Fähigkeit dieser Wahrnehmung muss in der Hypothese eines allen Religionen gemeinsamen Grundes und Zieles verwurzelt sein.“ Ähnlich sind die Religionskonzepte von Eugen Drewermann und Reinhold Bernhardt orientiert. Aber ihre Unterscheidung von zugestandener „subjektiver Wahrheitsgewissheit“ im Gotteslob und abzulehnenden „allgemeingültigen“ Absolutheitsansprüchen verkennt die mit jeder Religion einhergehende Behauptung einer umfassenden Wahrheit, relativiert den Wahrheitsbegriff und stellt nur die je eigene Religionstheorie als „absolute Wahrheit“⁴¹ dar. So schlägt die geforderte Religionstoleranz wieder in „latente Intoleranz“ (138) um. Zweck der Religionen sei jedoch nicht etwa die Ethik; das Problem ihrer Verschiedenheit lasse sich nur „dogmatisch“ lösen, was weder „unreflektiert“ noch „unwissenschaftlich“ sei und ohne „Regression“ in urzeitliche oder endzeitliche Mythen bzw. Illusionen erfolgen könne (139ff.). Diese Argumentation erscheint m.E. nur denjenigen zirkulär, die die „eschatologische“ Dimension der „christlichen Wahrheit“ in ihrer Spannung zwischen in Jesus Christus erfolgter und seiner zukünftig-endgeschichtlichen Offenbarung ohne „christliche Wahrheitsliebe“ verkennen (143f.).

Um das Problem der sich gegenseitig ausschließenden Absolutheitsansprüche der Weltreligionen kreist auch der Beitrag „Sind multiple religiöse Identitäten überzeugend?“ (S.145ff.). Es gibt über den geschichtlichen Religionen oder modernen Religionstheorien keine Instanz, die die Wahrheitsfrage objektiv entscheiden könnte, auch nicht – wie noch Kant² meinte – die begrenzte menschliche Vernunft. Einige Religionen hegen deshalb die Hoffnung auf eine entscheidend klärende eschatologische Offenbarung ihres subjektiven Wahrheitsglaubens. Gegenüber den der Intoleranz verdächtigen monotheistischen Religionen sind auch Hinduismus und Buddhismus sowie die Toleranz einfordernden modernen Religionstheorien bei genauerem Hinsehen nicht duldsamer. Diese Beobachtung erläutert Thiede an den deutschen Zen-Meistern Detlef Witt und Willigis Jäger sowie dem katholischen Religionsphilosophen Raimon Panikkar und dem protestantischen Theologen Paul Schwarzenau. Gegenüber einer konturlosen esoterischen Mystik zeigt der Erlanger Systematische Theologe, „dass ohne die ontologische Differenz von Gott und Schöpfung nicht nur der erste Glaubensartikel fällt, sondern der zweite, der von der singulären Überwindung besagter Differenz handelt, und damit auch der dritte, der eben keine natürliche Spiritualität verkündet, sondern auf der Basis des zweiten Artikels kirchliches und universales Heil in den Blick nimmt“ (156). „Multiple Religiosität lebt von narzisstischen Verschmelzungswünschen“ (159), die man theologisch durchschauen sollte, um an der konkreten christlichen Wahrheit festhalten zu können.

Der 2. Hauptteil bietet einige Beispiele dieses allgemeinen Streits um die Wahrheit. Thiede arbeitet etwa die „Gemeinsamkeiten und Differenzen“ bei Buddha und Jesus biographisch, dogmatisch und ethisch heraus. Besonders in der Erlösungslehre sind der Schmerzensmann am Kreuz und der lächelnde Mönch im Lotussitz gegensätzlich: Während Jesus durch sein Opfer den „Freispruch von der Verurteilung im kommenden Endgericht“ und die „Auferstehung aus dem Tod“ schenkt, lehrt Buddha letztlich die „Selbsterlösung“ durch asketisches Absterben vom Kreislauf des Lebens und Leidens und das verlöschende Eingehen in das „Nirwana“. – Ein weiterer Aufsatz befasst sich mit dem globalen Islamismus und seinen Terroranschlägen. Es gibt muslimische Kritiker des Islamismus in Deutschland wie Bassam Tibi und Hamed Abdel-Samad. Der strikte islamische Monotheismus nehme hier Züge einer politischen Ideologie an. Mit der westlichen Religionsfreiheit und Unterscheidung von Staat und Religion habe der Islam insgesamt Probleme. Thiede fragt auch nach „Politikgestaltung zwischen Gottesstaat und Laizismus“, wobei er angesichts der Grenzen aufgeklärter Vernunft für einen Mittelweg zwischen Staatskirchentum und Laizismus plädiert und diese Problematik schließlich anhand des Streits um das islamische Kopftuch und die Menschenrechte verdeutlicht. – Weitere Aufsätze beschäftigen sich mit der umstrittenen Christlichkeit der Mormonen, der Einstufung von Scientology als Religion und der Entwicklung der Religiosität Rudolf Steiners von der „Christengemeinschaft“ zur Anthroposophie.

Lutherische Theologie wird den religionstheologischen Positionen Thiedes weitgehend folgen können. Bei der Lehre vom Heiligen Geist kann man freilich fragen, ob die dritte Person der Gottheit so mystisch-inklusivistisch tätig ist und verstanden werden kann, wie Thiede, der übrigens 2019 auch ein Buch über christliche Mystik vorgelegt hat, es darlegt (108ff.; s.o.). Oder ob der Heilige Geist eher exklusiv-christologisch zu verstehen ist, nur vom Sohn Gottes ausgeht, allein durch Jesus vermittelt wird und sich an sein Evangelium gebunden hat, worauf manche Bibelstellen hinweisen könnten?³ Oder ob *beides zugleich* gilt, dass nämlich der Heilige Geist, der „weht, wo er will“ (Joh 3,8; CA V), auch außerhalb des Bereichs von Evangelium und Kirche, auch in anderen Religionen und ihren Wahrheitsmomenten etwa, durch das Schicksal und überall da, wo Menschen dann nach Gott fragen und ihn suchen, am Werk ist, um sie bei sich abzuholen und zum Evangelium von Jesus Christus zu führen?⁴ An dieser Wortwerdung und diesem Christus-Ziel des Wirkens des Geistes muss man im Raum christlicher Kirche gegenüber vielen diffusen spirituellen und pneumatologischen Ansätzen m.E. schon aus trinitarischer Treue grundsätzlich festhalten. – Martin Luther hat nach der Auseinandersetzung mit den Schwärmern dazu bemerkt: „Denn sie bringen, was sie wollen, so weis ich wol, was mein Herr Christus sagt, und was ich glauben sol. Kompt nu einer und legt mir etwas fur als vom Heiligen geist geleret und offenbaret, so halt ich mich an dis wort (Joh 14,26) und halte seine lere dagegen als an den rechten prüfe stein, Sehe ich nu, das es

uber ein stimmt mit dem, was Christus sagt, so las ichs recht und gut sein. Wo es aber zur seiten aus und etwas anders machen wil, so spreche ich: Du bist nicht der Heilige geist, sondern der leidige Teuffel, Denn der rechte Geist kompt inn keines andern denn inn Christi namen und leret nichts anders, denn was Christus gesagt hat.“⁵ „Und ist der Heilige Geist nicht gegeben, das er uns solt etwas ausser Christo eingeben oder leren, Sondern er sol uns alles in Christo leren und erinnern, in welchem ‚alle schetze der weisheit und verstands verborgen ligen‘ (Kol 2,3). Den selben sol er uns verkleren, wie Christos sagt, und nicht unser vernunft und dünkkel preisen oder zum Abgott machen.“⁶

Insgesamt gibt Thiedes Buch neben der Behandlung interessanter Einzelfragen und religiöser Phänomene einen guten Überblick über die heutige komplexe interreligiöse Diskussion. Dabei vertritt er einen stets begründeten, reflektierten, kritischen Standpunkt – eben die *exklusive christliche Wahrheit*, die *inkludierend* für *alle* Menschen, Völker, Religionen und Zeiten gilt, weil Jesus Christus allein für alle Mensch geworden, gestorben und auferstanden ist.

■ Winfrid Krause, Buggingen

-
- 1 G. F. W. Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften (1830), hg. v. F. Nicolin u. O. Pöggeler (Meiners Philosophische Bibliothek 33), 1969/757, 435.
 - 2 Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, 1793 (dazu hat W. Thiede 2004 das Buch „Glauben aus eigener Vernunft? Kants Religionsphilosophie und die Theologie“ herausgegeben).
 - 3 Vgl. Jes 11,2; 42,1; 48,16; Mt 12,18.28; 28,19; Mk 1,8.10; 12,36; 13,11; Lk 1,15; 4,1.18; 10,21; Joh 3,34; 7,39; 14,26; 15,26; 16,14; 20,22; Apg 1,2.8; 2,33; 10,38ff.; 15,7ff.; 16,7.16ff.; Röm 1,3f.; 8,2ff.9.11; 1.Kor 2,11.16; 12,3f.10; 14,29.15.45; 2.Kor 3,3.6.14.17f.; 11,4; 13,13; Gal 3,2ff.; 4,6; Eph 1,13; 2,18; 3,16f.; 4,3ff.; Phil 1,19; 1.Thess 5,21; 1.Petr 1,11; 1.Joh 4,1ff.; Hebr 9,14; Offb 3,1; 5,6.
 - 4 Vgl. Spr 20,27; Jes 32,15; 44,3; Hes 36,26f.; Joel 3,1; Mt 2,1f.; Lk 11,13; Joh 1,9; 3,8; 4,24; 16,13; Apg 15,14ff.; 19,2; 23,8f.; 1.Thess 5,19; 2.Petr 1,21. Entsprechend wäre zwischen einem verborgenen und offenbaren Wirken des Heiligen Geistes zu unterscheiden wie zwischen seiner Kraft und seiner Person oder Gottes Macht und Gnade oder Gesetz und Evangelium – entsprechend der verborgenen Teilnahme Christi an der Allmacht Gottes und seinem offenbarenden Handeln in seinem Glauben schaffenden menschlichen Wort. Und zwischen neugierig-intellektuell-religiös-sündigem Fragen und Reden über Gott (Ps 14,2f.; 116,11; Röm 3,4.11) und echtem, schon unbewusst und unerkannt vom Heiligen Geist geleitetem Suchen nach der Wahrheit des HERRN, die zum christlichen Glauben führt (Jer 29,13f.; Am 5,4; Mt 7,7; Joh 6,37; Apg 17,27ff.).
 - 5 WA 45,25 (Das XIV. und XV. Kapitel S. Johannis, 1537)
 - 6 WA 50,606,16 (Von den Konziliis und Kirchen, 1539). In der Auseinandersetzung mit der römisch-katholischen Kirche hatte Luther den Heiligen Geist schon vorher an das Schriftzeugnis von Jesus Christus gebunden: „der heylige geyst leret nichts ausser der schrift“ (WA 15,197,23, 1524). „Und summa, alles gehet es dahin, das bey Gott beschlossen ist, das der heilige Geist allein den Artickel von Christo (wie wir umb seinen willen fur Gott gerecht werden) treiben und leren sol... Das sol sein rechtes ampt und werck sein, dabey man jn kennen sol, und er on auffhören treiben wird, bis so lang, das man diesen Christum wol kenne. Wenn du das aus gelernt hast, so magstu darnach einen andern heiligen Geist suchen, Aber wir werden, hoffe ich, wol alle dieses Meisters und Lerers Schüler bleiben bis an den Jüngsten tag“ (WA 21,380,8, 1525).

Samira El Ouassil & Friedemann Karig

Erzählende Affen. Mythen, Legenden, Utopien. Wie Geschichten unser Leben bestimmen

Ullstein Buchverlage, Berlin 2021, 522 Seiten

Ein Interview mit der Co-Autorin (FAZ Magazin, Mai 2022) und der lustige Titel machten mich auf dieses faszinierende Buch aufmerksam. Es zeigt, warum die Kulturtechnik des Erzählens für unsere Spezies überlebensnotwendig war und es bis heute ist, von welchen Narrativen wir im Westen geprägt sind und welche Narrative im Blick auf eine utopische Zukunft die wahrhaftigeren und besseren sein könnten. Die Autoren haben nicht weniger als „eine radikale ... narrative Kulturkritik“ (S. 19) im Sinn. Sie betreiben Aufklärung mit dem Ziel, der fortschreitenden Zerstörung der Lebensgrundlagen auf unserem Planeten mit mächtigen Erzählungen zu begegnen, die einen Wandel zum Besseren ermöglichen. Dahinter steht die These, dass Narrative „heute die größte transformative Kraft besitzen“ (S. 477). Deshalb stellen El Ouassil und Karig die Geschichte der Menschheit als Heldenreise eines Wesens dar, das im Unterschied zu allen anderen Lebewesen der Erde fähig ist, sich Geschichten zu erzählen.

Worauf beruht deren Wirkung, und welche Funktion haben sie? Für eine bewegende Geschichte, die Macht hat über unser

Leben, sei es unwichtig, ob ihr Held oder ihre Heldin eine historische oder eine fiktive Person sei. Entscheidend sei, dass der Protagonist, mit dem ich mich identifiziere, sich verändert. Seit frühester Zeit sicherten unsere Vorfahren ihr Leben durch Geschichten. Denn jede Geschichte erzähle davon, dass und wie man Probleme lösen kann. Erst durch das Geschichtenerzählen seien wir zu Menschen geworden. Wir lernen durch Geschichten, indem wir ihre überlebenswichtigen Botschaften verinnerlichen, und werden selbst Teil von ihnen. Alles, was wir denken, ist eine narrative Interpretation von Informationen. Der *homo narrans* denkt in Geschichten. Er erkennt sich selbst, wenn er von anderen erkannt und erzählt wird. An diesem Phänomen zeigen die Autoren, dass wir unser Selbst sozial konstruieren. Daraus leiten sie die unterschiedlichen Erzählformen und Weltansichten ab, die sich in den Kulturen finden, und gelangen zur „neuen Kultur des Selbst“ (S. 134), die die westlichen Gesellschaften der Spätmoderne auszeichne.

Dieser Zugang ermöglicht es, die im Zeitalter der neuen Medien in größerer Zahl denn je verbreiteten Geschichten kritisch zu sichten und ihre Botschaften zu analysieren. Drei Grundbegriffe werden dabei verwendet: *Narrative* bilden das Fundament; sie bestimmen, warum und wozu erzählt wird. Ihre kulturellen Manifestationen sind *Erzählungen* konkreter *Geschichten*. Diese bezeichnen, was erzählt wird, jene verweisen darauf, wie erzählt wird. Die Narrative kann man auch als „große Erzählungen“ (J.F. Lyotard) verstehen, die für eine Gruppe, eine politische

Bewegung, Gesellschaft oder Nation Sinn erzeugen.

In der schönen neuen Welt der digitalen Kommunikationsmedien finden El Ouassil und Karig reichlich Stoff, um Bilder und Filme als visuelle Inszenierungen und Selbsterzählungen zu analysieren. Was die Nutzerinnen und Nutzer mit sich und anderen in den sogenannten sozialen Netzwerken tun, was sie bewirken, wird in ihrem Buch auch für jene nachvollziehbar, die keine *digital natives* sind. Sie erklären, dass im öffentlichen Diskurs Geschichten erfolgreich sind, weil sie bei vielen verfangen, nicht weil sie wahr sind, und notorisch lügende Politiker so attraktiv wirken, weil sie ihren Anhängern versprechen: Mit mir müsst ihr euch nicht ändern!

Wenn vom Christentum und biblischen Geschichten die Rede ist, rutscht das Autorentduo jedoch von seinem intellektuellen Niveau ab und landet im Klischee. So liest man, beim biblischen „Macht euch die Erde untertan“ hätten wir es mit einem gefährlichen Narrativ zu tun. Die Autoren sind überzeugt, dass das „christliche Welt- und Menschenbild zu einer ausbeuterischen Nutzung des Planeten führen *musste*“ (S. 400, Hervorh. MH), und berufen sich für diese Ansicht auf einen Aufsatz des Mediävisten Lynn T. White von 1967 aus der Zeitschrift ‚Science‘ (der im Literaturverzeichnis fehlt). Sie verschweigen aber, dass dessen Thesen, die 1972 in Deutschland durch den Schriftsteller Carl Améry popularisiert wurden (der ebenfalls fehlt), längst von Historikern widerlegt sind. Unerwähnt bleibt auch, dass White eine intensive ökotheologische Diskussion auslöste.

Indem sie das Klischee von den „gnadenlosen Folgen des Christentums“ (C. Améry) ungeprüft weitergeben und theologische Fachliteratur zum Thema ignorieren, bestätigen die Autoren ein verbreitetes Vorurteil. Das ist das Gegenteil von Aufklärung. Statt pauschal das „christliche Abendland“ oder die „selbst ernannten christlichen Nationen“ (S. 400f) anzuführen, hätte man die wirklichen Wegbereiter nennen müssen: die von Europa aus agierenden Kolonialmächte, das cartesische Welt- und Menschenbild (der Mensch als „Herr und Besitzer der Natur“), die industrielle Revolution und der „Allmachtswahn“ (H.E. Richter) des westlichen *homo faber*. Das Etikett ‚christlich‘ verstellt den Blick auf die konkreten Täter und ihr Denken. „Erzählende Affen“ zu lesen lohnt sich trotzdem. Hätte die Autoren sich über die Bibel und ihre Wirkungsgeschichte sachkundig gemacht, wäre der Nutzen ihres Buches noch größer.

■ Michael Heymel, Limburg

Zu guter Letzt



Am dunkelsten Tag
ruht das Samenkorn in der Erde
träumt die Amsel vom Frühling
sammeln die Wurzeln neue Kraft
glitzert Raureif auf Dächern und Ästen
legt sich die Dunkelheit über die Erde
und ich hamstere Hoffnung und Zuversicht.

Text: Catharina Covolo
Foto: eyewave, adobe stock